L.g.
o
591 m

[N]o. 27

zur

[L]eihbibliothek

von

[.] G. Heinecke.

in Calbe a. d. S.

gehörig.

[U]m möglichste Scho-
[nu]ng der Bücher wird
[i]nständigst gebeten.

L. g.

591m

N° 741.

Der verlorene Sohn.

Novelle

aus dem Gebiete der Kunst und des Lebens

von

Pasga.

ERNST ROESLING
(G. MAYER'SCHE BUCHHANDLUNG)
LÖRRACH.

Iserlohn,
bei W. Langewiesche.
1833.

KGL. BAYER. BIBLIOTHEK BAMBERG

Der verlorene Sohn.

N o v e l l e

aus dem Gebiete der Kunst und des Lebens,

v o n

P o s g a.

„Seliger Zauber der Nacht, warum vermag es der Mensch nicht, dich in das hellere Bewußtsein des Tages hinüberzulocken? Warum sind die Gefühle, die du in dem Herzen der Träumenden anregst, zugleich so innig und so dunkel, und deine Gestalten zugleich so belebt und so flüchtig? Die süßesten Melodien hörte ich immer in deinem glücklichen, von dem Mechanischen der Zeitlichkeit freien Reiche: warum kann ich sie nicht halten? Warum entspricht die schönste Wirklichkeit nur in Bruchstücken dem Leben, was wir träumend so oft als ein himmlisches Ganzes mit vollem Herzen empfinden? Oder sendet mir diese Bilder die Ahnung, und darf ich sie für Verheißungen einer Zukunft halten, die mich hier noch erwartet?"

So sprach Günther, als er erwachte und ein anmuthiger Traum voll Göttergestalten und Himmelsmelodien ihn noch im Verschwinden entzückte. Er hatte den Plan zu einer Oper geträumt, und sein Wesen war noch Wiederhall der Musik, die er gehört zu haben glaubte. Er sprang aus dem Bette und warf sich an seinen Flügel, auf dem er einige Lustgriffe that.

Die jungen Strahlen der Sonne über das Gebirge blitzten ihn von seinem Sitze weg. Er ging an's Fenster und betrachtete mit Entzücken, wie der Glutball im dünnen blendenden Purpur der leichten Streifwölkchen emporstieg. Vor wenig Wochen erst war er von Neapel zurückgekommen und gestern mit seinem Fürsten auf's Land gezogen. Aber auch nach den drei in Italien verlebten Jahren entzückte ihn die schöne Gegend. Das Schloß, worin Günther zwei geräumige Zimmer bewohnte, war in edler Bauart vor einigen Jahrzehnten auf einem Felsen gegründet worden. Es beherrschte mit seinen Aussichten eine weite, herrliche Ebene. In der Ferne war dieselbe vom Gebirge begrenzt, um dessen Rücken sich Eichen- und Buchenwälder zogen, und an dessen Fuße und Seiten die köstliche Rebe sproßte. Unfern des Schlosses hatten mehrere Familien vom ältesten Adel ihre noch wohl erhaltenen Rittersitze, zum Theil von prangenden Gärten umschlossen. Von verschiedenen Seiten rauschten durch die schöne Flur zwei volle krystallhelle Bäche, die sich bald in einen Kanal für Mühlen vereinten, hernach mehrere aufnahmen und, zu einem ansehnlichen Flusse angeschwollen, dem Vater Rhein ihren Tribut brachten. Zwischen den Gewässern und nach allen Seiten standen Kornsaaten und andere Feldfrüchte in stolzer Fruchtbarkeit.

Günther hatte vor seiner Reise nach Italien die Gegend nur ein paarmal in Gesellschaft zur Kurzweil

durchzogen, sich aber noch nie in eigentlichen Besitz davon gesetzt. Jetzt nahm er sich dieses fest vor. Er gestand sich, daß der Frühling in Deutschland bei seiner kurzen Dauer viel üppiger und eben dadurch nach dem härteren nordischen Winter viel erfreulicher sei, als in Italien. Er pries das herrliche Rheinthal, die Krone des Vaterlandes. „Bist du auch zu rauh für Citronen und Pomeranzen, und fehlt dir auch das entzückende Meer von Neapel, so wirst du doch vom schönsten Strome Europa's getränkt, und er wallt langsam wie im Genusse durch dich als seine anmuthigsten Ufer hin. Und auch hier reift in günstigen Jahren ein Nektar, der an Gesundheit und eigentlichem Mark die zu heißen flüssigen Feuer vom Vesuv und Aetna noch übertrifft."

Er dachte ein für allemal, sich hier anzubauen und in Muße bei einer lieben Gattin, wenn er eine für Herz und Geist finden könnte, der Vollkommenheit seiner Kunst nachzuringen.

Indem er so sein künftiges Leben ausspähte, nahm er, in Gedanken verloren, ein Fernrohr in die Hand, das auf einem Tische liegen geblieben war. Es paßte vortrefflich für sein Auge. Er richtete es nach dem Gebirge, durchstreifte damit Wald und Flur und suchte wie ein Feldmesser die Hauptpunkte zu seinen Pfaden aus.

Unvermerkt drangen seine Blicke unter die Schatten eines Lindengewölbes n einem Garten, etwa fünf- bis

sechshundert Schritte entfernt, wo ein Frauenzimmer sein Morgengewand ablegte, schön wie eine Venus da stand, die Arme frei und muthig in die Luft ausschlug und mit fliegenden Haaren sich in eine große Wasservertiefung stürzte. Sie verschwand, kam wieder hervor, schüttelte das nasse Köpfchen, gaukelte umher, tauchte gewandt sich wieder unter, daß der Alabaster der zarten Haut wie ein Blitz auf der Oberfläche hervorleuchtete, und verschwand von Neuem. Dann warf sich die ganze zauberische Mädchengestalt wie ein Delphin wieder empor, und Wasserstrahlen und Schaum plätscherten um sie her.

Eine Viertelstunde, die wie eine Minute verflog, mochte dieses Schauspiel gedauert haben, als sie aus dem geschmeidigen Elemente, das stolzer von einer solchen Schönheit schimmerte, unter die Lindendämmerung zurücktrat, sich ankleidete und verlor.

Günther war bei allem Guten seines Charakters doch, wie man es von den meisten seiner Kunstgenossen behauptet, zu sinnlich lebhaft und gerade jetzt zu aufgeregt, um den Anblick zu vermeiden. Er stand die ganze Zeit wie eine Bildsäule und schaute. Noch lange nachher schwebte ihm das reizende Schauspiel im Auge, wie die aufgehende Sonne in dem Auge des geblendeten Wanderers, wenn sein zu lüsterner Blick längst sich schloß. Die Nachtigallen im Schloßgarten, welche mit einander wetteiferten,

und die er bisher wie taub nicht gehört hatte, weckten ihn endlich aus seinem Staunen. Er pries nun nicht mehr die Vorzüge der Nacht, sondern er rief: „Wie ist mir? Wo bin ich?“ taumelte in seinem Zimmer auf und ab und sah oft wieder nach dem schönsten Plätzchen des weiten Paradieses.

Darauf strömte er seine Gefühle in die Saiten, und die höchst lebendige Scene ging von selbst in eine Melodie von dem süßesten Charakter über, die er mit der schmeichelhaftesten Begleitung gleichsam durch alle Irrsale des menschlichen Lebens hinführte.

Seinen Wünschen folgend, hätte Günther sofort den Weg nach den hohen, alten Linden genommen. Aber er hatte heute die erste Probe des Miserere von Gregorio Allegri. Es war nämlich Gebrauch, daß der Fürst und die Fürstin, so oft sie im Frühlinge auf's Land zogen, und diejenigen von den Hofleuten, welche das Bedürfniß fühlten, gleich anfangs beichteten, das heil. Abendmahl empfingen und dem Volke so ein gutes Beispiel gaben. Die Musik zu der feierlichen Handlung war schon vorbereitet; es galt nun, sie aufzuführen. Günther suchte sich so viel als möglich zu sammeln. Er war erst vor Kurzem als Kapellmeister berufen worden, und es lag ihm sehr daran, das ihm geschenkte Vertrauen zu rechtfertigen.

Der Fürst hatte den jungen Günther vor einigen Jahren auf einer Reise in Erfurt bei einem Feste kennen lernen, wo dieser auf dem Petersberge gerade die Orgel spielte und alsdann eine Messe von seiner Composition aufführte. In einer glücklichen Stimmung, am Grabe des Ritters von Gleichen, ward er von dem einfachen frommen Geiste, der in dem Tonstück athmete, bis in das Innerste bewegt. Er liebte die alte Musik, besonders die kirchliche, und konnte die Künsteleien, das Bunte und Verzierte der neueren Meister nicht vertragen. Vielleicht war es ihm, als einem Herrn gegen sechzig, wie den meisten Alten begegnet, daß er das gute Neue noch nicht in höchster Vollkommenheit kennen gelernt hatte. Er erkundigte sich, wer das heilige gewaltige Instrument so zweckmäßig nach seinem Sinne gespielt und die Messe so voll Andacht und Salbung gesetzt und so meisterlich aufgeführt habe. Der junge Meister wurde ihm vorgestellt. Person und Wesen gefielen ihm, und Günther, dem es zeither in seiner Vaterstadt, wie den aufstrebenden Geistern gewöhnlich, an aller Aufmunterung gefehlt hatte, ging freudigen Herzens in die gemachten Anträge ein. Er nahm bloß von seiner Mutter Abschied, die noch als Witwe unter sehr beschränkten Vermögensumständen lebte und ihn zwar mit Thränen, aber, bei der Aussicht auf sein Glück, bereitwillig von sich ließ. Der Fürst nahm ihn mit sich und chickte ihn bald darauf

nach Italien mit dem besonderen Auftrage, die größten Meisterstücke der Tonkunst dort zu sammeln und mit sich zurückzubringen. — Er hatte in der Heimath der Musik seine Anlagen glücklich weiter entwickelt und an Lebensfreudigkeit, Kunstverstand und Geschmack sehr gewonnen, wenn auch an der deutschen Einfalt, dem Erbtheile seiner Jugend, etwas eingebüßt.

Bis dahin hatte der Kapelle des Fürsten ein alter Meister vorgestanden, der noch aus der Bach'schen Schule war und sich etwas damit wußte, daß er fest an ihren Grundsätzen hing. Es war ein herzensguter Mann, gründlich, ohne viel Geschmack und ohne besondern Erfindungsgeist. Dieser war bei Günther's Heimkehr auf eine ehrenvolle Weise in Ruhestand gesetzt worden, und alle Musikfreunde am Hofe, besonders aber der Fürst selber, erwarteten nun von dem jungen Meister, daß er sich der erfahrenen Gunst würdig beweisen werde.

Er hatte das Personal der Kapelle bereits hinreichend kennen gelernt. Es waren darunter brauchbare, willige Leute, die meisten aus dem Lande selbst und einige von der entschiedensten Anlage. In dem engen Kreise, worin sie lebten, dachten sie glücklicher Weise über ihren wirklichen Werth noch bescheiden. Günther suchte die Vorzüglichen sogleich durch Aufmerksamkeit, gefälligen Unterricht und treffendes Lob bei Gelegenheiten, wo es sie am

meisten freuen mußte, für sich einzunehmen. Zugleich machte er Jedem in der Stille seine bösen Gewohnheiten gutherzig, aber doch streng, begreiflich. Unter den Sängern waren einige köstliche Baßstimmen, verschiedene gute, jedoch nicht ausgebildete Tenore und drei bis vier brauchbare Altstimmen. Nur mit den Sopranen war er nicht zufrieden. Keine der Sängerinnen hatte genug ausgebildeten Ton, Reinheit, Empfindung und Charakter. Diesem wesentlichen Mangel konnte er nur hoffen mit der Zeit abgeholfen zu sehen, wenn das Gedeihen seiner Bestrebungen etwa den Fürsten zu einer außerordentlichen Ausgabe geneigt machte.

Einstweilen suchte er die vorhandenen Mittel bestens zu benutzen und befliß sich besonders, in das ganze Personal einen einigeren Geist zu bringen. Dazu wählte er das beste Mittel, welches außer seiner eigenen Meisterschaft und seinem glühenden Enthusiasmus ihm zu Gebote stand. Er machte sie nämlich bei jeder Musik, die aufgeführt werden sollte, voraus mit dem Geiste des Ganzen und dann mit dem vorzüglichen Ausdrucke einzelner Stellen nach bestem Vermögen vertraut. Sie lernten dadurch besser in Masse auf einen Zweck wirken, und das Ideal, das dem Dichter wie dem Tonkünstler vorgeschwebt hatte, wurde der leitende Stern für jeden Einzelnen.

Diese Weise versuchte er auch jetzt bei dem Miserere des Allegri. Früher hatte er dasselbe schon zweimal in

der Sixtinischen Kapelle zu Rom aufführen hören, und die Musik hatte so tiefen, zerschmelzenden Eindruck auf ihn gemacht, daß er bis zu Thränen gerührt war. In der That macht ihr, was Wirkung betrifft, keine andere Musik ihrer Art den Rang streitig. Der Sinn der Worte geht in den Zuhörer mit seiner ganzen Stärke und Fülle über, ohne daß er die Worte selbst zu beachten braucht, wie das gelungene Bild keiner Unterschrift bedarf, um verständlich zu werden. Das Zusammenschmelzen und Verfließen der reinen Töne offenbart das innere Gefühl eines vom Himmel stammenden Wesens, welches durch seine Verschuldung sich von der ursprünglichen Schönheit getrennt findet und in beklommener Zärtlichkeit damit wieder vereinigen möchte.

Aber ob er wohl auch heute die Musik so tief fühlte, wie nur je, so wollte es ihm doch für diesesmal nicht gelingen, durch seine Schilderung den Geist derselben seinen Leuten gegenwärtig zu machen. Aus allen Klängen athmeten ihm Hoffnung und Schwermuth, Seufzer und Klagen einer liebenden Seele entgegen. Aber in seiner Brust lebte noch die Erinnerung an den Morgen; er war zu aufgeregt, das Leben lag zu jugendlich blühend vor ihm, die nahe, irdische Zukunft lockte ihn zu verheißungsvoll, als daß er gerade jetzt eine Sehnsucht nach dem Himmel hätte selbst begreifen können.

Er merkte das selbst noch zeitig genug und änderte

die gewohnte Weise ab, indem er mit der vollen Harmonie des Fortepiano den ganzen Psalm vorsang. Das half über sein Erwarten. Kein Blick, kein Ohr, kein Herz ward von ihm gewendet, so sprach sein Innerstes in seinen Tönen. Alle beeiferten sich, ihm nachzuringen. Er begleitete sie erst mit dem Instrumente, wiederholte einmal, zweimal und zum drittenmale ohne Begleitung, und zum fünftenmale glückte es fast bis zur Vollkommenheit.

Er gab ihnen darauf Lehren unter Lobsprüchen mit nach Hause und beschied sie auf den morgenden Tag zur zweiten Probe. Alle waren erfreut und mit sich selbst zufrieden. Er allein blieb lange im Saale zurück und hatte ein unklares Gefühl, wie von einem innern Zwiespalt im Herzen. Die Musik, in deren Sinn er sich endlich ganz hineingefunden, hatte ihn erweicht und in Sehnsucht nach einem Etwas aufgelöst, das er bedurfte, ohne es bisher je vermißt zu haben, und das er darum suchte, ohne es recht zu kennen.

Der Tag war in Verlangen hingeträumt Jetzt war es Abend; das Gebirge leuchtete glänzend vom W ie erschein der letzten Strahlen der untergehenden Sonne; die thauige Kühle war höchst erfrischend. Günther ging von seinen Zimmern hinunter in den Schloßgarten und richtete seine Schritte dahin, wo die hohen alten Linden dunkelten. Sie

bildeten einen kleinen Hain auf einer Anhöhe am Ende des Gartens und waren von diesem durch eine hohe Mauer geschieden. Unfern davon stand ein geräumiges Landhaus, so schön und schon dem Aeußern nach so zweckmäßig, wie irgend eines auf einer Villa bei Neapel.

Der Gärtner, welcher beschäftigt war Blumentöpfe in die Erde zu senken, erzählte ihm auf seine Erkundigung: das Gut gehöre der Familie von Hochburg. Der Herr sei mehrere Jahre Gesandter in London gewesen und im letzten Herbste dort gestorben. Die Wittwe wohne seit dem März hier mit einem Sohne, der bald die Universität beziehen werde, und einer erwachsenen Tochter.

Diese Nachricht fiel unserm Freunde gewaltig auf's Herz. Er kannte durch den Ruf und aus Handlungen den Herrn von Hochburg als einen der geschmackvollsten und edelsten Männer seines Standes und hatte manches Lob seines Eifers für alles Schöne und Gute selbst zu Neapel gehört, wo derselbe vor langen Jahren als Gesandter gestanden. Tief aufathmend ging er hastig zurück; die Macht der Standesverhältnisse wurde ihm fühlbar; gewohnt, sich vor jeder kränklichen Ueberspanntheit bei all seiner Lebhaftigkeit zu hüten, suchte er sich die Morgenscene mit den sich daran knüpfenden Träumen des Tages ganz aus dem Sinne zu schlagen.

Auf einer Anhöhe, wo man die ganze Gegend übersah,

traf er den alten Baumeister Schweizer, der, obgleich er für einen nahen Freund des Fürsten galt, doch ziemlich zurückgezogen in einem kleinen, aber geschmackvollen Landhäuschen wohnte und oft in langer Zeit nicht auf das Schloß kam. Das Gespräch wurde bald belebt; denn unser Held, dem daran lag etwas zu vergessen, führte es mit Antheil.

Sie kamen auf Italien und dessen Frühling im Vergleich mit dem deutschen, der sichtbar vor ihnen stand. Eigentlich, sagte Schweizer, ist die Natur beider Länder zu ungleich, um sich neben einander stellen zu lassen. Die Alpen sind so recht eine Grenze, die Gott selbst gemacht und damit die Scheidung für ewig erklärt hat. Von beiden Seiten zwar drangen die Völker durch ihre Klüfte, wie der Uebermuth der Kraft sie reizte, aber die Beharrlichkeit der Natur überwand den Trotz der Menschen; der Römer erlag in Deutschland; der Deutsche mattete sich in Italien ab, und nie werden die beiden Völker dahin kommen, sich nur in ihren Gefühlen zu verstehen, geschweige denn sich zu einer Nation zu einigen. Sobald man nach Deutschland hinübertritt, fühlt man eine neue, nahrhaftere, frischere und rauhere Gegend, die alle Sinne angreift und den geborenen Deutschen eben so heimisch anspricht, wie sie dem Italiener fremd bleibt. Dies geht durch Alles bis auf die Bäume. In Italien ist Alles trocken, zart und fest und

fein; in Deutschland hingegen Alles heftig, frisch und steif, aber auch stark und mächtig. Der Italiener wird uns nie darin begreifen; aber wir werden doch die Reize unserer Natur vorziehen, weil sie heimathlich sind.

Gewiß, sagte Günther. So groß die Sehnsucht war, die mich nach dem Süden zog, und so lehr- und genußreich mein Aufenthalt in Neapel bis zum Schlusse für mich blieb, so verlangend eilte ich doch dem Norden wieder zu. Der Stoß in's Posthorn an dem ersten deutschen Dorfe Hochholz vorbei: „es ritten drei Reiter zum Thor hinaus; Adieu!" drang mir erquickend durch Mark und Bein. „Bruder, trink! Willst du Brod, Schwager?" sagte ein Postknecht zum andern. Und wie gesprächig die gutherzige Kellnerin dazwischen war, in ihrem grünen Hute, voll blühender Gesundheit, mit Beuteln und Schlüsseln an einer Kette, die das Mieder herunter hing! Alles scheint sich geschwisterlicher zu nähern; Eins hängt an dem Andern. Gänzlicher Unterschied von Italien, wo Jedes nur für sich zu sein scheint.

Seht da einen Schwärmer! rief der alte Schweizer lächelnd; dann fuhr er, auf einmal ernst werdend, fort: Italien hat mir viel, es hat mir fast Alles geraubt, wodurch mein Leben Werth für mich erhielt, und ich bin gewiß nicht blind zu seinen Gunsten. Aber was Du da sagst, junger Freund, reizt mich dennoch zum Widerspruch. Der

Italiener gleicht den feuerspeienden Bergen seines Landes; unter der Rinde von Eis birgt sich die Glut der Leidenschaft, furchtbar, ich weiß es, in ihrem Hassen, aber entzückend, wo sie liebt. Nie wird der Deutsche so lieben lernen, weder ein Herz noch eine Kunst, wie der Italiener, und wenn er's ja könnte, so verdankt er's dem Süden oder gehört dahin zu Hause. Dem eigentlichen Deutschen, wie ihn das Vaterland ausschafft, erscheint diese Glut des Verlangens und der Anhänglichkeit, dieser Despotismus des Herzens über das ganze Leben bloß unnatürlich; ihn macht die Liebe höchstens zufrieden. Den Italiener berauscht sie, verführt ihn zu tausend schlimmen Thorheiten, giebt ihm aber zugleich eine Energie, die wir anstaunen und in ihren reinen Aeußerungen als etwas Göttliches verehren. Du selbst mußt sehr bescheidene Ansprüche an die Liebe machen und vielleicht (hier kehrte das Lächeln in die Züge des Alten wieder) von der Liebe in Deutschland das Beste erfahren haben, wenn Du es als feuriger junger Mann und zugleich als trefflicher Künstler verkennen kannst, daß Italien das Land der Liebe und nur dadurch zugleich das Land der Künste ist.

Günther lächelte erröthend, als ob er sein Geheimniß dem Scharfblicke des alten Freundes schon halb verrathen hätte, nahm sich aber zusammen, um das Gespräch wieder auf andre Dinge zu lenken. Ich wollte vorhin,

sagte er, nicht von der Leidenschaft reden, die immer nur etwas Außerordentliches in der Summe des Lebens bleiben muß, sondern bloß von dem geselligen Bande, das alle Glieder des Volkes bindet, und meinetwegen von der Sitte überhaupt. Die Gutherzigkeit und Freundlichkeit, die Treue und Offenheit, welche uns gleich an den Schweizer- und Tyrolergrenzen begrüßen, bedeuten uns, daß wir in eine bessere Menschenwelt eintreten. Die ganze Lebensweise ist naturgemäßer und geregelter. Auch hier ist die Unterscheidung plötzlich und schroff. Sobald man von S. Micheli um den Berg herumkommt, ist auf einmal Alles anders und die Sitte gerade so völlig deutsch, wie die Luft. Die Weiber thun hier fast Alles in der Wirthschaft, in Italien fast Nichts. Wie man in Rom die Männer auf den Straßen und in den Küchen sieht, so in Tyrol die Weiber und Mädchen. Frisch und munter sind sie alle. Das letzte welsche Dorf San Martino war noch ganz armselig, und die Post hatte nur vier Pferde

Das Alles begehre ich gar nicht zu läugnen, versetzte der Baumeister. Die deutsche Weise verhält sich zur italienischen ungefähr wie die Baukunst zur Malerei; sie ist tiefer gegründet, deutlicher in der Regel, bestimmter in den Formen, wesentlicher bezogen auf das Bedürfniß, ferner von Scherz und Spiel und frei von der Leidenschaft. Die Malerei ist dagegen gewissermaßen nur Schein, dem Nie-

drigen wie dem Idealen gleich befreundet, und die Leidenschaft hat in keiner Kunst größere Rechte. Aber so wie es meist vom eigenen Talente abhängt, welcher von beiden so höchst verschiedenen Künsten man den Vorzug einräume, da nur sehr Wenige wie Michel Angelo beide gleich sehr begreifen, so, meinte ich, ist es auch bloß Folge unsrer Deutschheit, wenn wir die vaterländische Sitte mit Vorliebe würdigen. Ich spreche mich so wenig frei davon, wie jeden Andern. Als ich über die Grenze zurückkam, behagten mir die großen Kachelöfen und die Fußböden von Holz ganz ausnehmend und ich dachte für den ersten Augenblick gar nicht daran, daß sie der Italiener bloß darum nicht hat, weil er sie aus Abgang tüchtiger Kälte nicht bedarf.

So sind wir einig, sagte Günther, und ich möchte nur noch bemerken, daß das architektonische Kunstwerk die Meisterstücke der Malerei wohl in sich aufnehmen kann und dadurch nur gewinnt, ohne zu verlieren. So kann auch der Deutsche vom Italiener lernen, und das ist es eigentlich auch, was er bei seinen Reisen nach Italien soll. Wenigstens habe ich nie die deutsche Weise aufgeben wollen, sondern die Vorzüge des Fremden nur wie einen Schmuck betrachtet, der das Wesentliche nicht ändert.

Brav, antwortete Schweizer; aber Ihr Musiker gehört eigentlich dem nationalen Boden nie so recht vollkommen an. Eure Kunst ist die echte Weltbürgerin und redet

die allgemeine Sprache, deren Accente überall, wenn auch nicht mit gleicher Leichtigkeit, verstanden werden. Ihr Glücklichen könnt von den Italienern lernen, ohne daß es als fremd auffällt; für Euch giebt es keine Alpen und keinen Unterschied zwischen Kaminen und Kachelöfen, als etwa bloß, daß sich die Serenaten hier bei unsern kalten Nächten weniger empfehlen. Und doch, sagte Günther, ist auch die Musik sehr entschieden volksthümlich und muß es vielleicht bleiben, um zu gedeihen.

Das läugne ich, erwiederte Schweizer. Eure Tonsprache hat überall nur eine Grammatik, überall nur ein Lexikon, bloß der Styl ist verschieden, aber mehr nach der Eigenthümlichkeit der einzelnen Meister, als der Völker. Der deutsche Musiker, der nur in Italien lieben lernt, wird auch Arien voll italienischer Liebesgluth componiren, und der Römer brauchte nur den Ernst deutscher Frömmigkeit zu fassen, um einen Choral gleich den besten deutschen zu setzen. Und warum sollte man das den Meistern in beiden Ländern nicht wünschen?

Hier wurde das Gespräch der beiden Meister durch eine andere Gesellschaft, auf die sie stießen, unterbrochen.

Adelheid von Hochburg trat aus einem Park von Buchen und Eichen mit dem Fürsten hervor, leicht in Schritt

und Gang, stolz im Wuchs, voll Geschmack gekleidet, wie eine junge Königin der Amazonen. Ihnen folgten Adelheids Mutter mit ihrem Sohne und die Fürstin.

Die wohlthätigen Gottheiten der Alten pflegten vorzugsweise in der Dämmerung zu erscheinen. So war die Sonne eben voll Pracht untergegangen, und der westliche Himmel glühte in rothen Strahlenstreifen, als das hohe Wesen Günthern zuerst nahe vor's Auge trat. Das Blut schoß ihm in's Gesicht, und sein Herz wallte, wie sie den Blick ihrer schönen blauen Augen zuerst auf ihn lenkte. Schweizer hatte ihm im Herantreten schon ihren Namen zugeflüstert.

Der Fürst ging mit ihr gerade auf die Männer zu und sagte lächelnd: Ich mache Sie hier mit meinem jungen Kapellmeister bekannt, der die Sirenen von Neapel bezwungen und so eben in unsere Gegend gebracht hat. Wenn sie nur kein Unheil da anfangen!

Günther nahm sich zusammen und antwortete: Unter der Regierung eines so weisen Odysseus, dem Pallas Athene zur Seite steht, würde dieses nicht zu besorgen sein. Mein Bestreben war nur, einige von den guten Musen der südlichen Meister zu Begleiterinnen zu haben und sie mit den Mühen unserer Händel, Gluck, Mozart, Haydn, Beethoven und Weber in Gesellschaft zu bringen.

Adelheid faßte ihn so ganz mit ihrem seelenvollen

Blick und sagte: „Schon nach diesen wenigen Worten ist man geneigt, Ihnen zu dem Geschäfte der Vermittlung, für das Sie sich erklärt haben, auch die nöthige Unparteilichkeit zuzutrauen.“

Inzwischen gingen sie auf den Wink des Fürsten zusammen weiter. Rosen und Jasminen dufteten frischer, und die Nachtigallen thaten lebhaftere Liebesschläge. Ein sanfter Wind wiegte sich auf den zarten Zweigen und flüsterte durch die Blätter, und der lichte Himmel spiegelte sich in den Brunnenbecken zwischen den braunen Schatten. Günther empfand ein beklommenes Entzücken, wie in demselben Grade noch nie.

Er selbst war einer der wohlgebildetsten jungen Männer; und wenn von den siebenunddreißig Gebieten Deutschlands ein jedes den auserwähltesten zu einem Wettstreit der Schönheit auf eine Künstlerakademie abgesandt hätte, so würde er vielleicht den Preis davon getragen haben.

Auch Adelheid weidete ihre Blicke an seinen hellen Augen, an der reinen Stirne, dem edlen geraden Zug der Nase, dem lieblichen Munde, blühenden Oval der Wangen und hohen üppigen Wuchse, so gut es unbemerkt geschehen konnte, voll Bewunderung und nie gefühlter Regungen.

Günther betrachtete nun auch die Andern. Adelheids Mutter war eine schlanke Gestalt an die vierzig, ihr Kopf noch schön in seinen Formen. Der junge Herr

von Hochburg sah fast wie ein Zwillingsbruder seiner Schwester aus; er war voll Lebhaftigkeit, Geist und Anstand. Die Fürstin, eine gute Matrone, hatte die Zeit ihrer Blüthe längst hinter sich und nahm sich als eine, die es weiß und ihren Rang kennt. Sie unterhielt sich mit der Mutter und wandelte langsamer mit dieser einen Seitengang hinterdrein.

Den Fürsten kannte unser Held schon länger als klug, leutselig, gerecht, freigebig, standhaft und voll Menschenkenntniß, zu allem Guten bereit und eben darum der Stolz seiner Unterthanen. Jetzt wendete er sich wieder an die beiden Künstler und sagte: „Ihr zwei Italiener waret im Gespräch begriffen. Fahrt fort, wenn es nichts Geheimes ist; vielleicht finden auch wir etwas dabei zu erinnern."

Schweizer versetzte: Sie, gnädiger Herr, erhielten mir durch Ihr Nahen den Frieden mit meinem jungen Freunde, der eben im Begriff schien, wider mich geharnischt auszuziehen. Ich hatte nämlich behauptet, daß seine Kunst von der nationalen Beschränktheit völlig frei sei, welche in allem Uebrigen die Deutschen und Italiener so weit scheidet, daß sie einander kaum begreifen. Er aber schien anderer Meinung und behauptete, die Musik müsse ebenfalls volksthümlich sein und bleiben, wenn sie gedeihen solle.

Wenn die Meinungen sich so stellen, sagte der Fürst, so mögen Sie mich zu Ihrer Partei rechnen; ich bin gleich sehr Freund der italienischen wie der deutschen Musik, wenn sie nur kernhaft und tüchtig ist.

Ew. Durchlaucht Schutz und Beistand, versetzte Schweizer, ist mir um so schätzbarer, da es mir dem jungen Helden gegenüber einigermaßen an Muth gebricht. Vielleicht, fuhr er, gegen das Fräulein gewendet, fort, sind auch Sie durch Bitten und Gelübde zu bewegen, mir gegen den kecken Göttersohn zu helfen.

Adelheid nickte lächelnd und sagte: Sie werden meiner schwachen Hilfe nicht bedürfen; indeß fehlt es an dem guten Willen dazu nicht.

Nun, sagte Schweizer, fürchte ich Dich nicht mehr, trefflicher Held, und entbiete Dir Fehde durch dieses Manifest. Die Tonkunst ist die Gesammtsprache der Menschheit, die alle Herzen unter einander verständigen soll und darum keine Verschiedenheit der Mundarten dulden darf. Als der Ewige die unartig und unfriedlich gewordenen Kinder aus einander that und Berge und Meere dazwischen setzte, damit sie sich nur in Ruhe ließen, da sah er in ewiger Weisheit voraus, daß mit der Zeit der Uebermuth oder das schönere Verlangen geschwisterlicher Sehnsucht auch die Berge übersteigen und die Meere durchsegeln werde, und er wollte nicht, daß die Kinder eines Hauses sich dann verkennen soll-

ten. Was that er darum, der gute Vater? Die Sprachen waren bereits geschieden, und alle Künste dienten entweder dieser Sprache oder der umgebenden Natur. Aber eine Sprache und eine Kunst gab es noch, dieselbe, die seine Engel redeten und übten. Diese senkte er ihnen in die Brust, dafür gab er ihnen Sinn und Gesetz und Ton. Gehet hin, sprach er, Jedes an seinen Ort, bildet Euch Jedes in eigenthümlicher Weise. Nur diese Mitgift bewahret treu. Und wenn Ihr einst wieder zu einander kommt und Alles so verschieden findet, daß Ihr vergebens nach einer Verständigung sucht, dann erinnert Euch dieser Sprache, und Ihr werdet verstanden werden. Ja in der Noth, wenn es Euch scheint, als ob ich selbst Euch nicht hörte, rufet zu mir in dieser Mundart Eurer höheren Geschwister, und mein Frieden wird alsobald in Euer Herz kommen. — Das, trefflicher Meister, ist meine Kriegserklärung, in einem Bilde gegeben, wie es der Natursöhne Art ist.

Unvergleichlich, versetzte Günther, und um wider Euch, o Vater, zu kämpfen, müßte ich selbst von dieser Sprache der Söhne Gottes nicht die ersten Laute verstehen. Ich bitte daher nur um einen ehrenvollen Vertrag und erwiedere Euer Manifest mit diesen Vergleichsvorschlägen. Der Herr der Völker sah auf Babylon's Ebene hinab und fand, daß eben die zu große Einförmigkeit die wahre Einigung hindere. Da beschloß er, die Völker zu scheiden,

gab ihnen aber, wie Ihr erzählt habt, die Sprache des Himmels und der Erde mit. Allverständlich, so war sein Ausspruch, und überall im Wesen gleich, möge sie Euch bleiben. Aber damit auch sie nicht in Eintönigkeit ermüde, verbinde sich mit der Gleichheit die Verschiedenheit, und das Ganze gestalte sich in Theilen. Er winkte, und das bis dahin ungesonderte Wesen der Tonsprache nahm eine Verschiedenheit an, die sich zusammenklingend doch wieder zur Einheit gestaltete. Zu der Melodie war die Harmonie geschaffen, und die Himmel jauchzten, als die Menschheit sich, wie im Concert, in Stimmen sonderte, die zusammenklingend einen herrlichen Chor bildeten, wie er von der Erde noch nie emporgeklungen war.

Das, o würdiger Freund, sind meine Vergleichsvorschläge. Jedes Volk hat von dem Ewigen seine Stimme und seine Weise erhalten und thut wohl, wenn es ihr treu bleibt. Aber schön ist es, wenn das eine zum andern sein Ohr neigt, um auch dessen Stimme zu vernehmen; denn es wird nicht bloß tüchtiger in seiner eigenen werden, sondern auch eine Ahnung von dem entzückenden Ganzen bekommen, das sich aus den Theilen bildet. Uebrigens ist das Gesetz auch nach meiner Ueberzeugung gleich, und was Ihr, Trefflicher, von dem Charakter der Musik als Gesammtsprache bemerktet, verpflichtet mich im Namen aller Kunstverwandten zum herzlichsten Danke.

Er reichte hiermit Schweizern die Hand, die dieser lebhaft drückte. Der Fürst blickte heiter und freundlich auf ihn, und Adelheid schöpfte frischen Athem so voll Lust hatte sie zugehört. Sie sagte mit leiser, süßer Stimme wie für sich: „Vortrefflich!" und konnte sich nicht enthalten, mit unbeschreiblicher Grazie ihm flüchtig die Hand zu berühren, was wie ein elektrischer Schlag ihm durch sein Wesen drang.

Man war bis zum Eingang des Schlosses gekommen; die Fürstin mit der Mutter und andere Herren und Damen vom Hofe fanden sich hinzu, und das Gespräch wurde allgemeiner. Zu Adelheid gesellte sich ein Herr von Rauchenec, Sohn des Ministers, ein geschickter Rechtsgelehrter, aber widrig in seiner langen Figur und ohne jeden Funken von Geschmack und Gefühl für alle Kunst. Zu Günther's Freude sprach sie wenig zur Antwort und hörte dem Fürsten zu, der den Anwesenden erzählte, wie er seinen Kapellmeister, den er vorstellte, vor drei Jahren auf dem Petersberge bei Erfurt zuerst kennen gelernt habe. Der Antheil der übrigen Zuhörer bei dieser Erzählung war nicht sonderlich und erhöhte sich sichtlich, als die Rede auf die zwei Weiber des Grafen von Gleichen und dessen schön erhaltene Knochen kam.

Die Glocke des Speisesaals wurde geläutet, und Schweizer und Günther empfahlen sich. Als auch sie

von einander gingen, umarmte der Alte seinen jungen Freund herzlich und sagte: „Du hast warm und schön gesprochen und mich durch Nachgeben überwunden. Nicht alle Deutschen sind für die Kunst und die Liebe fühllos; Du nicht für die Liebe und der Fürst nicht für die Kunst. Möge es Euch Beiden gelingen!"

Günther blickte bei diesen Worten etwas verwirrt in das Auge seines hellsehenden Freundes und antwortete bloß mit einem Druck der Hand. Er ging voll unaussprechlicher Empfindungen auf sein Zimmer. Hier wandelte er noch lange, langsam und oft stillstehend, auf und ab, aß ein wenig, trank einige Gläser von einem alten wohlthätigen Hochheimer und legte sich spät zu Bett, indem alle Erinnerungen des merkwürdigen Tages der Reihe nach wieder in ihm lebendig wurden.

Der junge Tag und das Schwalbengezwitscher weckten unsern Freund aus lieblichen Träumen. Er sprang auf und betrachtete die Morgenröthe, eine wahre Glorie der Sonne, wie sie kein Claude Lorrain mit Farben darzustellen vermag. Sie nähert sich selbst, die Königin des Tages, und ein glühendes Roth durchdringt die Pforten des Aufgangs. Nun ist sie da, und zitternd gleitet der Blick von ihrer feurigen Majestät ab, bis sie ganz in schöner

Rundung sich erhoben hat und das geblendete Auge ihre Strahlen nicht mehr aushält. Frische Kühle mit dem Duft der Blumen drangen durch das offene Fenster vom Garten herein, und gestärkt an allen Gliedern bis zum lebendigsten Bewußtsein, sprang er aus dem warmen Bette.

Er ergriff das Fernrohr, legte es aber schnell wieder hin, als ob er sich die Finger daran verbrannt hätte, und erneuerte den Entschluß, seine Neigungen gleich anfangs zu unterdrücken, damit sie nicht zu einer Leidenschaft anwüchsen, die nicht anders als unglücklich sein könnte.

Um sogleich seinem Geiste durch Beschäftigung eine andere Richtung zu geben, legte er die Stimmen des Messias von Händel für die erste Probe zurecht, nahm die Partitur und setzte sich an's Klavier.

Der kräftige und unschuldige Geist und der herzliche deutsche Charakter des trefflichen Tonkünstlers zogen ihn bald aus der Melodie und ganzen Darstellung hervor an. Zwar gestand er sich, daß er die neuere Schönheit vermisse, wie sie die größere Fertigkeit in Kehlen und auf Instrumenten möglich gemacht, und daß in der Begleitung zuweilen das Gedehnte der früheren Zeit merklich werde. Aber bei vielen Stellen und besonders in den meisterhaften Chören entzückte ihn das Natürliche, man möchte sagen, das Unsterbliche der Musik, und er erkannte es an, daß

nur ein großer Künstler Melodie und Begleitung so tief und rein habe erfinden können.

Bei der Stelle im Anfange des dritten Theiles: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt" rührte ihn die fromme Zuversicht der Melodie bis zu gläubigen Thränen. Er that einen innigen Blick in die Gefühle seiner stillen Kindheit zurück, und die letzten herrlichen Chöre zauberten ihn in die Welt des christlichen Glaubens, der sich im Entsagen den Triumph bereitet und aus dem Tode ein himmlisches Leben zeitigt.

„Ja, es ist wahr, die echte Musik ist nur eine, so lange der Mensch seine Natur und die Accorde ihr ewiges Verhältniß behalten." So sprach er aufstehend und fühlte sich gekräftigt und gereinigt in dem Paradiesesflusse der Töne.

Um neun Uhr ging er in den Concertsaal. Alle waren schon da versammelt. Aber wie ward er überrascht, als Adelheid, ganz zur Andacht weiß in Seide gekleidet, nur eine kaum aufgeblühte Rose in den schönen blonden Locken, unter den Sängerinnen hervortrat und ihn mit diesen Worten anredete: „Auch ich bin gekommen, mich in die hohe Kunst als eine gehorsame Schülerin von Ihnen einweihen zu lassen, wenn Sie meine Stimme und meine geringen Fähigkeiten würdig genug dazu finden." Er antwortete ernsthaft: „Vielmehr bitten wir um Ihren guten Unterricht, gnädiges Fräulein, bei der Aufführung des Meisterstücks von unserm großen Landsmanne, der die himmlische

Kunst unter die Briten verpflanzte, und dessen Melodien noch jetzt in ihrem Nationaltempel zu seiner Ehre wiederhallen. Von den Jubelorkanen in Westminster können Sie hier freilich nur einen äußerst schwachen Nachlaut hören."

„Ich glaube nicht," versetzte sie, „daß der Instrumentensturm, der die Menschenstimmen, immer doch die Seele des Ganzen, so überrauscht, dem Unsterblichen gefallen könne, der die rührendsten Melodien, die er ihr gegeben hat, meistens nur, wenn ich mich so ausdrücken darf, in ein zartes griechisches Gewand hüllte. Ich hoffe vielmehr, bei Ihrer Aufführung mehr wahre Nahrung für Herzens- und Religionsgefühle zu finden."

Sie erzählten hierauf den Uebrigen von der Aufführung des Messias, wie sie zur Gedächtnißfeier des großen Meisters jährlich in der Westminsterabtei veranstaltet zu werden pflegte, und wobei zuweilen bis zu tausend Sänger und Spieler angestellt waren.

Beider Blicke glänzten dabei in einander, wie von einem gemeinschaftlichen Geistesquell.

G ü n t h e r ließ sich inzwischen nicht stören, theilte die Stimmen aus und überreichte ihr die Sopranstimme. Sie nahm dieselbe gefällig an und stellte sich an ihren Posten.

Darauf machte er Alle in seiner Weise mit dem Geiste des Ganzen bekannt, zeigte Jedem, wie die Hauptstellen vorzutragen seien, setzte sich an den Flügel und fing an. Die Gegenwart

und Mitwirkung der Schönheit selbst brachte die gespannteste Aufmerksamkeit zuwege. Er führte wie ein junger Apoll an, und die Probe war in der That ein reizendes Schauspiel. Sie gelang auch sogleich zum Verwundern. Niemand unter Allen, und selbst Günther nicht, hatte je so reine, volle, süße, Ohr und Herz schmeichelnd ergreifende Töne gehört, als von den holdseligen Lippen Adelheid's wie aus dem Himmel herab auf die Erde strömten, in Bescheidenheit und Unschuld, ohne die allergeringste Künstelei, nur mit dem Schmucke hoher Grazie da und dort verziert.

Wie sie ihn, so entzückte er sie. Er sang mit ihr den zweiten Sopran, zuweilen im Tenor, anstatt der Sängerin, die ihn singen sollte, mit der Entschuldigung gegen diese, daß er ihr für die nächste Probe nur den gehörigen Ausdruck zeigen wolle. Beide hatten solche Vollkommenheit von einander nicht erwartet. Nach ihren ersten Arien sprang er vom Flügel auf, kniete vor ihr nieder voll Glut des Entzückens, faßte ihre zarten Hände, küßte sie inbrünstig und stammelte: „Wunderwesen, ich bete Sie, wie Ihre Kunst an; denn Sie lehren mich diese erst kennen. Die vortrefflichsten Noten bleiben dürres Gerippe, so lange ihre Melodien nicht durch solche Stimmen schön und reizend und jugendlich lebendig in die Seelen gezaubert werden."

Sie ergriff ihn bei der Hand, zog ihn in die Höhe und sagte lächelnd: „Zu viel, zu viel Lob für eine Anfängerin!

Sein Sie vorsichtig um Ihrer Kunst willen, ich werde sonst nichts lernen."

Dieser Vorgang ensprach so sehr Günther's lebhaftem Charakter und dem Gefühle aller Gegenwärtigen, daß er fast gar nicht auffiel. Mann und Jüngling und sogar die Weiber gestanden wir aus Einem Munde: solche himmlische Stimme mit so viel Fertigkeit und Ausdruck hätten sie noch nie gehört.

Darauf ging die Probe fort, von Seiten Adelheid's mit immer neuer Schönheit überraschend. Die zweite Probe des Miserere gelang ebenfalls. Adelheid indeß nahm bloß an dem Messias thätigen Antheil. Sie hielt sich nicht lange mehr auf, bat nur, daß man nichts von ihrer Anwesenheit sagen möchte, verneigte sich vor Günther und der Gesellschaft und verschwand wie eine Gottheit. Ein freudiges Murmeln lief durch den Saal, wie von den Wogen an den Ufern des Meeres, wenn die Weste nicht mehr in den Lüften gehört werden.

„Das ist wieder ganz etwas Anderes!" sagte unser Held laut für sich, indem er nach seinem Zimmer ging. „Aber was will daraus werden?" endigte er mit einem tiefen Seufzer. Es war ihm wie einem Wanderer, der in ein reizendes Thal sich verirrt, voll Bäche, Quellen, Wasserstürze und anmuthiger Waldung, wo er aber lauter un-

übersteigliche Gebirge vor sich sieht und keinen anderen Ausweg findet, als wieder zurückzukehren.

Adelheid hatte den Eindruck, welchen ihr Erscheinen auf Günther machte, schon bei dem ersten Zusammentreffen im fürstlichen Parke bemerkt. Dem weiblichen Scharfsinne entgeht so leicht kein Sieg weiblicher Reize, besonders der eigenen, und die aufkeimende Leidenschaft des schönen, jungen Mannes that ihr heimlich und innig wohl. Was sie aber weniger bemerkte, war, daß dieses Wohlgefallen an der Huldigung des holden Meisters selbst einen Charakter hatte, welcher sich von dem Behagen befriedigter Eitelkeit wesentlich durch Tiefe und Neuheit unterschied. Wir halten es für unsere Pflicht, die Leser mit ihrem interessanten Wesen durch Darlegung des Ganges ihrer früheren Erziehung bekannt zu machen.

Ihr Vater hatte, wie schon bemerkt wurde, einst zwei Jahre lang als Gesandter seines Hofes in Neapel gelebt und hier das Unglück gehabt, seinen ältesten Sohn auf eine Weise zu verlieren, die es zweifelhaft ließ, ob derselbe noch lebe. Alle Nachforschungen, welche die Liebe der Aeltern unermüdet erneuerte, blieben vergeblich, und der Gram der Mutter, auf die der Verlust ihres Lieblings einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hatte, wurde mit der schwin-

denden Hoffnung des Wiederfindens so bedenklich in seinen Wirkungen auf ihre Gesundheit, daß ihr Gemahl um seine Abberufung von dem Posten nachsuchen mußte. Die Entfernung von dem unglücklichen Orte, die Luft der Heimath und die heilende Kraft der Zeit konnten ihm allein seine Lebensgefährtin erhalten. Er traf vor seiner Abreise noch in ihrer Gegenwart alle Anstalten, die sie wünschte, um jede Spur, die sich von dem Verlorenen finden möchte, auch nach der Entfernung zu verfolgen. Sie war damit zufrieden und trieb jetzt selbst zu der Abreise, weil sie sich wieder schwanger fühlte; und wirklich vermochte die Rückkehr in das Vaterland so viel über sie, daß ihre Gesundheit außer Gefahr kam und auch ihre Schwermuth sich minderte.

Vorzüglich stark wirkte der erzählte Unfall auf die Weise ein, wie beide Aeltern ihre ihnen übrig gebliebene Tochter und den bald darauf gebornen jüngern Sohn behandelten. Nur war diese Einwirkung bei jedem von ihnen nach seinem Charakter verschieden. Die Mutter warf sich noch immer heimlich vor, daß sie ihr Kind durch Schuld eigener Nachlässigkeit verloren habe, und suchte wider diese Selbstpeinigung Trost in der verdoppelten Zärtlichkeit, mit der sie die zwei jüngeren umfaßte. Bis dahin war sie durch Geist und Schönheit nicht nur eine der ersten Zierden der höheren Zirkel gewesen, sondern sie hatte sich auch darin gefallen, daß sie bewundert wurde. Jetzt war es ihr

höchster Ehrgeiz geworden, Mutter zu sein, und höchstens in ihren Kindern suchte sie zu glänzen. Sie erschien überall anspruchlos und einfach und erhob sich mit der Zeit zu einer bei Frauen ihres Standes nicht ungewöhnlichen herzlichen und dabei bescheidenen Religiosität. Der Vater dagegen schien das Mißgeschick äußerlich wenig zu empfinden; er verstand, als Mann den Ausdruck seiner Gefühle zu bemeistern, und that es vornehmlich, um seine Gattin aufzurichten. In der That aber beugte ihn der Verlust des damals noch einzigen Erben seines Namens wie seiner Lehengüter tief, und der Gedanke, daß dieser vielleicht noch lebe und, beraubt seines Standes und Vermögens, einer trüben Zukunft entgegenschreite, verfolgte ihn mit einer Menge quälender Bilder. Es wurde Lieblingsbeschäftigung für ihn in seinen Mußestunden, über die beste Erziehungsweise zu grübeln, und was ihm dann einleuchtend wurde, das mühte er sich, mit Beharrlichkeit, und so wenig der Kosten, wie herrschender Vorurtheile achtend, durchzuführen. Dieses gab ihm den Ruf und auch den Schein eines gewissen Eigensinnes. Und allerdings mochte an seinen Ansichten Manches mit Grund auszusetzen sein; seine Absichten aber waren gewiß die besten, und er verstand es, die Ausführung seiner Plane durch die kluge Wahl der Mittel zu sichern.

Adelheid war der Augapfel des trefflichen Mannes, seine Hauptfreude und Sorge gewesen, und ihre Erziehung

ganz von ihm geleitet. Sie begriff seine herzliche Liebe zu ihr sehr bald, und so schien es, als ob sie sich gerade so, wie er es wollte und wünschte, fast gänzlich aus sich selber bildete, während sie sich überall nach seinem Vorbilde zu gestalten suchte. Es fehlten ihr auch nicht die besten Meister zum Unterrichte, noch auch die vorzüglichsten Personen, besonders ihres Geschlechtes, zum Umgange. Aber die Anhänglichkeit an den Vater entschied für den Charakter des heranreifenden Mädchens das Meiste. Sie hatte dadurch viele, bei ihrem Geschlechte seltenere Charakterzüge gewonnen, die das Eigenthum des edleren Mannes sind. Schon als Kind war sie über Falschheit, Verstellung, Verrätherei, Neid und Bosheit bei ihren Gespielen ohne großen Schaden klug geworden und hatte an die ersten aller geselligen Tugenden, Schweigen, Selbstständigkeit, Bescheidenheit und gerechte Würdigung eines Jeden, ihr Herz, ihre lebhaften Sinne und ihre immer klare und heitere Seele früh gewöhnt. Ihre vollendet schönen Züge drückten diese Verwandtschaft mit dem männlichen Sinne durch ein Etwas aus, welches an die Bilder der Minerva erinnerte. Das Feuer ihres Auges verläugnete nie die klare Besonnenheit ihrer Seele, und die sichere Entschiedenheit ihres Benehmens, so zart sie sich in den Formen desselben zu halten wußte, verrieth doch einen Sinn, der Andere zu leiten gewohnt, aber sich selbst frei zu bewegen geneigt war.

Herr von Hochburg war später als Gesandter nach Paris und von da nach London gezogen. An beiden Orten hatte die aufblühende Schönheit seiner Tochter manchem jungen Herrn den Kopf verrückt; denn es lag etwas unbeschreiblich Reizendes in dieser jungfräulichen Keckheit, die so selbstständig und zugleich doch so bescheiden auftrat und überall herrschte, ohne es darauf anzulegen. Aber sie selbst hatte sich nie bethören lassen. Die Phrasen von ihrer Schönheit, ihren Talenten und Vollkommenheiten, von Grausamkeit, Kälte, Eis, Flüchtigkeit der Jugend hörte sie nur wie zum Zeitvertreib und behandelte sie gleich leeren Formeln. Mit ihren Anbetern schien sie sogar oft ein muthwilliges Spiel zu treiben, aber bloß, weil sie bei aller Unterordnung unter den Geist solcher Männer, die wirklich Geist bewiesen, doch die mädchenhafteste Scheu vor den Ansprüchen des mächtigern Geschlechts im Ganzen hatte. Und nie ging ihr Muthwille über die Grenze des Unschuldigen hinaus; sobald sie Absichtlichkeit fühlte, verstand sie schlau und fein sich zurückzuziehen und den Ruf ihrer klugen Aufführung und Menschenkenntniß neben dem ihrer zauberischen Reize ungeschwächt zu erhalten.

Indeß können wir nicht läugnen, daß ihr edler Charakter durch diese eigenthümliche Mischung von Männlichkeit und Weiblichkeit etwas gegen die Formen abstach, in denen sich das jungfräuliche Gemüth bei uns zu entwickeln

pflegt und dem es so Vieles von seiner Anmuth verdankt. Diese Sinnigkeit und verschämte Milde, welche dem Weibe gerade durch seine furchtsam liebende Unterordnung unter das männliche Wesen angebildet und der unwiderstehlichste Reiz seiner Schönheit wird, zeigte sich bei Adelheid nur selten. Ihr Benehmen war freier, als es die Sitten unseres Volkes billigen; aber zu ihrer Entschuldigung, wenn es deren bedarf, mag man sich erinnern, daß sie diese Sitte zu wenig kannte und durch den langen Aufenthalt außer Landes, unter Kreisen, wie sie sich in dem Hause eines Gesandten bilden, an jene größere Freiheit des Benehmens sich beinahe unvermeidlich gewöhnen mußte.

Nach des trefflichen Vaters Tode kehrte sie in das heimathliche Deutschland und zu einfacheren Verhältnissen zurück. Doch war ihr Charakter schon zu fest geworden, als daß es der liebend nachgiebigen Mutter hätte gelingen, oder nur einfallen können, ihr ein verändertes Benehmen zu empfehlen. Diese ertrug den zweiten harten Schlag des Schicksals, der sie in ihrem Leben traf, mit ungehoffter Fassung. Der Gatte starb ihr in der Mitte seiner blühenden Kraft nach einem kurzen Krankenlager, und sie fand sich mit ihren beiden Kindern in dem fremden Lande allein. Aber sie war schon an den Schmerz gewöhnt. Ja es schien beinahe, als ob die neuen Leiden ihre innere Ruhe vermehrten, indem sie die Gedanken auf Bilder hefteten, deren Er-

innerung zwar schmerzlich, aber doch von keinem Vorwurfe begleitet war. Bis dahin hatte sie noch täglich im Stillen nicht sowohl über den Verlust ihres Kindes, als über die Schuld geweint, deren sich ihr Herz dabei zeihen zu müssen glaubte. Jetzt gewöhnte sie sich an ein gläubiges Entsagen für diese und ein stilles Hoffen auf eine andere Welt und lebte ganz für ihre beiden Kinder. Adelheid bezeigte ihr die kindlichste Ehrerbietung und den zärtlichsten Gehorsam, und doch oder vielmehr eben dadurch herrschte sie im Hause unumschränkt und that darin, was sie wollte. Sie schien die Stille desselben nicht unangenehm zu empfinden und sich nach den glänzenden Vergnügungen, die die Ufer der Seine und Themse umrauschen, nicht zu sehnen. Ihre einzige Leidenschaft war die Musik, und in dieser Kunst besaß sie schon einen Grad von Stärke, daß sie sich selbst fortbilden konnte. Mit den Familien in der Nachbarschaft waren einzelne Besuche gewechselt, die aber bisher zu keiner engeren Befreundung geführt hatten. Bloß Herr von Rauchenek, der Sohn des Ministers, war auf die still blühende stolze Schönheit aufmerksam und nach ihrem Besitze lüstern geworden. Ihrerseits schien sie jedoch seine Geflissenheit nicht zu bemerken.

Jetzt kam der Hof auf das Land hinaus, und sie lernte, wie wir erzählt haben, unsern Helden kennen. Gleich der erste Eindruck, den sein schönes Aeußeres machte, war

gefällig und wohlthuend; die geistreiche Weise, wie er dem alten Schweizer antwortete, gewann ebenmäßig ihren gebildeten Geist. Es fiel ihr selbst nicht auf, daß sie sich in einsamen Augenblicken seiner mit Antheil erinnerte, und eben so wenig schöpfte sie Verdacht wider sich, da sie ohne Vorwissen ihrer Mutter sich mit heimlicher Lust zu der Probe des Händel'schen Meisterwerks einfand. Aehnliches hatte sie schon öfter gewagt, und es war nie mißbilligt worden. Sie glaubte darin bloß der Liebe zur Tonkunst nachzugeben und in ihr Leben einen Reiz zu bringen, den sie zwar nicht lebhaft vermißt, aber in den früheren Verhältnissen doch nach Werth gewürdigt hatte.

Der interessante Moment, wo der holde junge Künstler knieend ihr huldigte, gab ihren Gedanken eine andere Richtung. Sie verließ die Probe mit einem Gefühle, das ihr zu neu war, um es sogleich zu begreifen, und zugleich zu lieblich, um es nicht in den übrigen Stunden des Tages durch lebhafte Vergegenwärtigung seiner Veranlassung immer wieder aufzufrischen. Ihrem Urtheile nach war es die vollendete Meisterschaft in ihrer Lieblingskunst, was sie für den schönen Mann bestach, und wirklich empfand sie ein brennendes Verlangen, durch seine Beihilfe ihre eigenen musikalischen Anlagen weiter zu vervollkommnen. Daß seine Bewunderung kein bloßes Opfer für ihre Kunstfertigkeit war, empfand sie wohl. Aber sie war es zu sehr

gewohnt, für sich einzunehmen, als daß ihr auch dieses besonders aufgefallen wäre.

Sie gestand es der Mutter, daß sie der Versuchung nicht habe widerstehen können, dem Genius des unsterblichen Händel mit ihrer Stimme ein Opfer zu bringen. Diese war damit zufrieden, äußerte sich selbst lobend über den jungen Meister und erleichterte damit ihrer Tochter, ohne es zu wollen, die Bitte, sich unter dessen Anleitung in der Musik noch mehr fortbilden zu dürfen. Der Bruder Guido unterstützte seine Schwester lebhaft; denn er gab ihr wenig in der Leidenschaft für die Kunst nach, und die gute Mutter war wie gewöhnlich auch jetzt bald mit Allem, was ihren Lieblingen Freude machte, zufrieden.

Günther horchte auf, als am folgenden Morgen ein Bedienter kam und ihn im Namen der Familie von Hochburg zum Mittagsessen einlud. Sein ganzes Inneres kam in heftige Bewegung; er versprach, um drei Uhr, die bestimmte Zeit, gehorsamst aufzuwarten, und ging, als er wieder allein war, heftig im Zimmer auf und nieder.

Diese Bekanntschaft schien ihm schnell und plötzlich eine neue vollsprudelnde Quelle in sein Leben zu werden, und er nahm das Fernrohr wieder zur Hand, um mit der Betrachtung ihres Wohnsitzes die Ungeduld seines Herzens

zu beschwichtigen. Welche Bilder herrlicher Zukunft lebten in ihm auf, als er den schönen Garten vor sich sah! Er konnte an den Linden Stamm und Zweig und jedes Blatt unterscheiden, als ob er sie auf wenig Schritte vor sich hätte, sah ein klares und helles Bächlein zwischen Blumen auf grünem Rasen darunter weg in die Wasservertiefung rinnen und entdeckte endlich hinten in der Dämmerung erhaben eine Quelle, in schöner Rundung eingefaßt. Der Garten war lauter Frühling, Paradies und Reiz, aber er schien im Sonnenscheine einsam zu liegen; denn das Schönste darin fehlte.

Endlich schlug die bezeichnete Stunde, und mit klopfendem Herzen ging er hin.

Es empfing ihn der Hofmeister des jungen Herrn, ein bescheidener Mann in mittleren Jahren, der sich gut genug gestellt fand, um in der Rolle eines treuen Hausfreundes auch nach beendetem Geschäfte der Erziehung bis an sein Ende zu verharren.

Das Innere der Wohnung war so sauber, Alles so schön angelegt, die Zimmer meist mit kostbarem englischen Hausrathe versehen, zum Theil mit Gemälden und Kupferstichen behangen und Alles mit so viel Geschmack eingerichtet, daß es unsern beklommenen Freund ergötzte und aufheiterte.

Als er in das Besuchzimmer eingeführt wurde, fand

er da die Frau von Hochburg mit ihrem Sohne und einem jungen schönen, klug aussehenden Weibchen, welches man ihm als Frau von Wimpfen vorstellte. Alle empfingen ihn höflich und herzlich. Besonders freute sich Frau von Wimpfen und der Sohn für den Sommer auf seine Gesellschaft.

Adelheid kam bald nachher in einem Gewande von grüner Seide, das Haar leicht gelegt und gelockt, und brachte in einem Körbchen voll Blumen den schönsten Frühling zur Tischverzierung. Sie redete ihn traulich an und sagte: „Wir werden Sie haben ein paar Stunden fasten lassen, und doch geben wir schon eine Stunde von London nach. Nächstens aber wollen wir wieder gute Deutsche sein."

Gewiß, versetzte Günther, gewinnt man bei uns Nordländern desto mehr brauchbare Zeit, je später man isset. Während des Winters besonders bleibt fast nichts zur Arbeit vom Tage übrig, wenn man seine beste Zeit bei Tische verbringt.

Man setzte sich. Die Speisen, das Beste der Jahreszeit, waren schmackhaft zubereitet, kräftig und einfach. Adelheid legte vor und besorgte Alles.

Das Essen war für Günthern das Geringste. Er ließ sich besser, doch mäßig, einen köstlichen Markbrunner schmecken, und weidete seine Augen an den herrlichen Verzierungen des Speisesaals, welcher in der schönsten Größe

und Proportion, die Höhe gerade die Hälfte der Länge und Breite, erbaut war und die angenehme Aussicht in den Garten hatte.

Nach allerlei kleinen komischen und witzigen Neckereien zwischen der Frau von Wimpfen, Adelheid und ihrem Bruder Guido, wobei Persönliches und Häusliches mit unterlief, kam das Gespräch auf Italien. Die Mutter erzählte interessante Anekdoten von dortigen Höfen, charakterisirte einige der trefflichen Menschen beiderlei Geschlechts, die sie hatte kennen lernen, sehr lehrreich für ihre Kinder, kam dann bei den geselligen Vergnügungen auch auf die Musik und rühmte den starken, einfachen Ausdruck einzelner Sänger und Sängerinnen, die sie gehört hatte, besonders der Gabrieli.

„Leider, erwiederte Günther, hat sich dieses jetzt in Italien zum Nachtheil verändert. Die Musik ist dort fast zur bloßen Mode herabgesunken. Man will immer neue Manieren und Floskeln, und der große Haufe mag über das Ganze eines Stücks nicht nachdenken. Deswegen sind die heutigen Opern der Italiener meistens im Großen auch nicht viel werth und mit den Arbeiten der früheren wie der deutschen Meister nicht zu vergleichen. Er würdigte hierauf mehrere beliebte Stücke von Rossini kurz und strenge und setzte dann einlenkend hinzu: „Uebrigens kenne ich kein glückseligeres Leben, als mit so erstaunlichen

Vorzügen, wie die Gabrieli besaß, auf den ersten Theatern von Europa die Herzen, Ohren und Augen zu entzücken und auch nur während der kurzen Spanne ihrer Jugend so bewundert zu werden."

Das Herz hüpfte Adelheiden bei diesen Worten. Die jungen Sphären hoben mächtiger das Gewand auf und nieder, und ihre schönen großen Augen strahlten ein hellbrennendes süßes Licht.

Auch Günther saß heiter. Leben und Seele glühte in ihm, und er dünkte sich zum Halbgott im Olymp aufgenommen, als sie ihm gegen das Ende der Mahlzeit einen feurigen lieblichen Syrakuser mit zarter Hand einschenkte, darauf den Andern und sich selbst ein Spitzgläschen voll goß, anstieß und scherzend sagte: „Neapel und die Musen!"

„Adelheid!" erinnerte die Mutter beinahe schmerzlich. Wie wenn sie sich besönne, wendete sich die Tochter zu ihr und umarmte sie innig.

„Ich will den Wunsch nie wieder äußern, beste Mutter," sagte sie schmeichelnd, „ach, es vergaß sich bei unsern Reden so leicht, daß ich die anmuthigste Stadt und Gegend von Europa nie sehen soll."

Gern, bestes Kind, werde ich dafür deine andern Wünsche und Alles, was Dir wahrhaft Freude macht, erfüllen, versetzte die Mutter liebkosend.

Dieser Auftritt von Zärtlichkeit, obwohl er das Ge-

spräch unterbrach, hatte doch, zumal für Günthern, etwas höchst Anziehendes. Man ging darauf zu andern Reden über, stand auf und begab sich in den Garten, um unter den Linden den Kaffee zu trinken.

Günther bewunderte die schönen Anlagen, bequemen Spaziergänge und auserlesenen Pflanzen, Blumen, Stauden und Bäume, besonders aber den köstlichen Platz unter den alten Linden um die klare frische volle Quelle, wovon der kleine Bach in die Wasservertiefung rann. Die angenehmsten Aussichten, welche die Gegend darbot, waren sowohl im Hause als im Garten mit Kennerblick benutzt.

Die Frau von Hochburg erzählte, wie ihr Mann den ganzen Raum dazu, eigentlich bloß der Quelle, der alten Linden und der Anhöhe wegen, von verschiedenen Besitzern zusammengekauft habe. Dabei berührte sie seine Grundsätze über die schöne Gartenkunst. Sie kamen darauf hinaus, die Natur zu nehmen, wie man sie vor sich hat und sie dann zum Nutzen und Vergnügen zu verschönern und zu brauchen.

Allerdings, sagte Frau von Wimpfen, liegt darin das ganze Geheimniß, um zugleich die Unnatur der Franzosen und die schwärmerische Regellosigkeit der Engländer zu vermeiden.

Die Natur, sagte Guido, muß dem Menschen dienen und das ist für ihn gar kein schlecht Gefühl; aber sie

braucht deshalb nicht zur Unnatur zu werden. Ich möchte nur wissen, Herr Faber, welchen Geschmack die Griechen und Römer in ihrer Gartenkunst hatten.

„Wir wissen davon leider nichts Genaues, versetzte der Hofmeister, doch hielten sie sich wahrscheinlich an die Reize der Natur, ohne zu kühne Aenderungen zu wagen, deren es bei ihnen auch wohl nicht bedurfte.“

Adelheid schwieg zu diesem Allen. Sie sonderte sich unvermerkt mit dem jungen Meister von der Gesellschaft ab, wandelte mit ihm durch die schattigsten Gänge und ließ sich in ein trauliches Gespräch ein. Sie erzählte, um den Auftritt über Tisch zu erklären, den Umstand mit dem einst in Neapel verloren gegangenen Bruder und ersuchte ihn, bei gegebenen Anlässen Alles im Gespräche zu vermeiden, was die Gedanken ihrer Mutter auf diesen Gegenstand ihrer langjährigen Trauer zurückleiten könnte. Folgen Sie meinem bösen Beispiele nicht, sagte sie, denn mich verleitete die heiße Sehnsucht nach Italien über Tisch zu einer Unbesonnenheit, die ich mir selbst nicht so leicht vergeben kann, wie es die gute Mutter that.

Sie schilderte ihm dann kurz und treffend die andern Anwesenden. Frau von Wimpfen, sagte sie, sei ihre Gespielin in der Kindheit gewesen und noch jetzt ihre beste Freundin, von trefflichem erprobtem Charakter. Ihr Gemahl, hiesiger Oberjägermeister, habe sie vor einem Jahr

geheirathet. Sie sei vor Kurzem aus dem Kindbette von einem Gut in Schwaben zurückgekommen. Unglücklicher Weise habe sie dabei ihre schöne Stimme verloren; doch liebe sie noch die Musik mit Wärme und errege Bewunderung auf dem Klaviere. Sie spiele die schwersten Sachen von Mozart und Beethoven mit einer seltenen Fertigkeit und habe sehnlichst gewünscht, mit ihm bekannt zu werden.

Faber sei sehr stark in der griechischen und römischen Litteratur, vertiefe sich zugleich in die Philosophie, habe viel Herzensgüte und, was ihn in seinem Fache besonders auszeichne, nichts von Standesdünkel.

Dann sah sie ihn nach einer Pause mit schüchternem Blick an und sagte: „Wenn Ihre Geschäfte gestatten, die Woche wenigstens einmal zu uns zu kommen, um mir von Ihren Schätzen aus Italien etwas mitzutheilen, so werden Sie von meiner Mutter und mir, jedoch ohne die geringste Zudringlichkeit, darum ersucht. Mein Bruder spielt ziemlich fertig die Geige, Herr Faber die Bratsche. Sie könnten vielleicht manchen Abend, wo Sie nichts Besseres thun wollen, gesellschaftlich diesen Sommer bei uns zubringen.“

Günther antwortete: „Sie kommen meinen eifrigsten Wünschen zuvor; nicht um Ihnen Unterricht zu geben, sondern von Ihnen zu lernen. Noch nichts, weder in Deutschland noch in Italien, hat mich nur einigermaßen so zur Verehrung und Anbetung hingezogen.“

Gewiß that ihr dieses von dem holden jungen Mann in ihrem Innern wohl. Sie nahm es aber, jedoch mit einer wie plötzlich entstehenden und wieder verschwindenden Bewegung des schönen geistreichen Kopfes, bloß als höfliche Gefälligkeit auf und versetzte, indem sie nicht weit von sich die Wimpfen mit ihrer Mutter erblickte: „Wenn Sie Lust haben, so gehen wir gleich auf unsern Musiksaal."

Mit Freuden! war die Antwort. Die Gesellschaft vereinigte sich wieder und nahm den Weg dahin.

Im Saale, welcher schön ausgetäfelt und den Bedingungen des Schalls sehr angemessen gebaut war, stand eines der besten Wiener Pianoforte, und, was Günthern sehr freute, mit Pedal. Er setzte sich gleich daran, probirte erst die einzelnen Töne und Tasten, that einige Griffe, machte Läufe mit beiden Händen, dann überraschende Gänge von Harmonie und brauchte dabei als geübter Organist das Pedal. Er pries das ganze Instrument sehr, vorzüglich aber zur Begleitung, rühmte den Ton und die Gleichheit; nur die Stimmung billigte er nicht so ganz. Er meinte, es sollte in der gleichschwebenden Temperatur gestimmt sein.

Die Frau von Wimpfen bat ihn inständig deshalb um Unterricht, und er setzte ihr die Art, wie man ein Klavier zu stimmen habe, aus einander. Beide Frauenzimmer hörten aufmerksam zu. Das gutherzige, freimüthige

Wesen, womit er Alles vorbrachte und die Zuneigung, die sie für ihn fühlte, machten, daß Adelheid, obwohl mit einiger Schüchternheit, ihre abweichende Meinung aussprach, vielleicht bloß, um mit ihm zu reden. Zur Erläuterung ihrer Ansichten sang sie die Leiter, zwei Octaven, hinauf und herunter, dann die Terzen, zuletzt die Quarten. Günther bewunderte die erstaunliche Richtigkeit, führte aber seine Meinung mit siegenden Gründen durch.

Man dankte ihm auf's Verbindlichste für diesen Anfang seines Unterrichts. Adelheid wendete sich jetzt zur Frau von Wimpfen: „Wir wollen Dich nicht umsonst in der Schule haben; Du sollst dafür Dich auch hören lassen. Also geschwind an's Klavier!"

Frau von Wimpfen sträubte sich; aber man suchte Musik, und sie fing an zu wählen. Inzwischen stimmte Günther in kurzer Frist das Klavier in seinem Sinne. Nach einigen angenehmen Modulationen spielte sie eine meisterhafte Phantasie von Mozart so fertig, mit so viel Ausdruck und Gewalt über alle Eigenschaften des Fortepiano, daß Günther einmal über das andere ihr Beifall zurief.

Sie dankte ihm lächelnd und ergriff Guido's Arm: „Da Sie Ihre Stimme wie ich verloren haben, sagte sie, müssen Sie sich auch mit mir auf Ihrer Violine hören lassen."

Er gehorchte, und Beide spielten nun mit einander noch eine der schönsten Sonaten von demselben Meister zu allgemeiner Freude. Man hörte wohl, daß Hochburg Sänger gewesen war. Er griff die Töne so rein, trug alle Melodie so geschmeidig vor und begleitete überhaupt mit so viel Geschmack, daß Günther am Ende in die Worte ausbrach: „O trefflicher Vater, warum durftest Du das Glück einer so musterhaften Erziehung nicht länger an der Seite einer so würdigen Gattin auf Erden genießen?“

Dieses rührte Alle bis zu Thränen. Die Mutter begab sich weg, und man ging bald darauf aus einander.

„Welch eine Familie! was für ein Mädchen!“ sprach er oft für sich unterwegs; eine Symphonie von Empfindungen klang durch sein ganzes Wesen.

Das Miserere ward Sonnabends zur Vesper in der großen Kirche aufgeführt, so gut und vielleicht mit mehr Andacht und Gefühl, als zu Rom. Hof und Volk und Herren und Damen aus dem Ort und der Nachbarschaft wurden von der rührenden Neuheit des Gesangs überrascht und entzückt. Sie hätten ihn bei'm Schlusse gern noch einmal und zweimal hören mögen. Der Fürst war davon im Innersten durchdrungen.

Aber der Messias übertraf am Sonntage bei Weitem

die Wirkung des vorigen Werkes. Adelheid trat darin auf mit allem Zauber jugendlicher Schönheit in Gestalt und Stimme, eine wunderbare, entzückende Erscheinung. Alle Gefühle der Religion wallten nach und nach mit hohem Leben in die Herzen der Hörer. Die bittern Dolchstiche des Leidens verstärkten die Süßigkeit der Erlösung und den Vorgeschmack ewiger Wonne. Es war ein allgemeiner Jubel. Beim Ausgang aus der Kirche gestand Jeder: „So etwas Himmlisches haben wir noch nicht gehört, solch ein Fest noch nicht gehabt."

Ein Engel des Lichts, vom Himmel auf Erden kommend, könnte nicht mehr Erstaunen erregen als Adelheid. Der Fürst wußte zwar, daß sie Musik trieb und eine schöne Stimme hatte; aber solche Ausbildung und Vollkommenheit mit so wahrem Ausdruck hatte er nicht erwartet. Auch gefiel ihm über die Maßen, daß sie ihm eine so unverhoffte Freude hatte machen wollen und nicht zu stolz gewesen war, zugleich auch das Volk zu ergötzen. Sogleich bei'm Schluß der Musik dankte er ihr, tief gerührt, herzlich für sich und im Namen aller Anwesenden.

Günther zeigte sich als wahres Muster eines Kapellmeisters und herrschte gleich einem Gott über seine Untergebenen. Wie er sie Alle zu einerlei Empfindungen zu beleben, jedes Glied des Ganzen an seine Ideen zu fesseln, überall Ordnung und eine beinahe unglaubliche Pünctlich-

keit in Licht und Schatten zu erhalten wußte, das wurde Jedermann an diesem Abende recht erkennbar. Ohne die wunderlichen Gesticulationen der meisten Directoren, ruhig in gefälligem Anstande, schien er das gesammte Orchester mit dem Adlerblick seines feurigen Auges allein zu regieren. Der Fürst nannte ihn einen unvergleichlichen General und beglückte mit seinem kräftig ausgedrückten Beifall ihn und die ganze Kapelle.

Er behielt den Meister, die Familie Hochburg und den alten Schweizer bei sich und ging mit ihnen in den Schloßgarten. „Hier, sagte er, sprachen wir unlängst über die italienische und deutsche Musik. Mich dünkt, wir dürfen sagen, daß die Deutschen keinem andern Volke an Talent für die göttliche Kunst weichen. Der heutige Tag hat es auf mehr als eine Weise in's Licht gesetzt."

Nach mehrern Zwischenreden nahm der Baumeister das Wort und sagte: „An Talent fehlt es unsern Landsleuten gewiß nicht, aber es geschieht leider zu wenig für die Pflege der Kunst. Sie, der Stolz der größten Menschen und der edelsten Völker in ihren besten Zeitpuncten, ist bei uns noch immer Schmarotzerpflanze. Alles Treffliche derselben wächst wild auf. Das, was man bei uns gute Gesellschaft nennt, der Hof, der Adel und die Gelehrten, welche Alle gleich der Frühlingssonne sie erziehen und zur Reife bringen sollten, bekümmern sich wenig um sie, betrachten sie als unnütz, als

bloßen Zeitvertreib und haben sie nie zur eigentlichen Beschäftigung gemacht. Sie preisen den guten Geschmack der Griechen oder Franzosen, bleiben aber selbst für alle Arten von Schönheit Barbaren. Wer bloß auf Deutschland als Künstler rechnen wollte, müßte verhungern."

Der Fürst hörte bei diesen geraden Worten auf. Er liebte, was wohl bekannt war, bis auf den Punct, wo die gehörige Würde nicht leidet, freimüthige Reden, und besonders hatte der Baumeister das verjährte Recht, sich geradehin gegen ihn zu äußern, ohne daß es ihm verargt wurde.

„Sie berühren da, sagte der Fürst, einen Gegenstand von der höchsten Wichtigkeit. Gern möchte ich die Kunst unter meinem Volke heimisch machen und, so weit die dringenden Bedürfnisse des Landes es gestatten, durch ihre Pflege die leider unläugbare Vernachlässigung derselben unter meinen Vorfahren gut machen. Vorzüglich scheint mir die Musik dieser Pflege bedürftig und werth. Sie ist unter allen Künsten die allgemeinste, verständlichste und in ihren Anfängen zugleich erträglichste und leichteste. Sie wirkt am meisten auf das Volk und steht oben an bei jeder Feierlichkeit und Freude. Aber bei beschränkten Mitteln liegt mir besonders daran, daß ich die zweckmäßigste Verwendung derselben nicht verfehle. Haben Sie darüber etwas unter sich ausgemacht, so bitte ich, es nicht zurückzuhalten."

Hier wird unser junger Meister aushelfen, sagte Schweizer, und der Fürst, noch mehr aber Adelheid, foderten ihn mit Blicken auf, zu reden.

Mein alter Freund, sagte er, hat zum Theil wahr und vortrefflich, aber in der Aufwallung seines schönen Eifers doch auch Manches zu grell und hart gesprochen. Es giebt und gab, dem Himmel sei Dank! Ausnahmen von deutschen Höfen und Städten, und der Zahl nicht bloß, sondern auch dem Werthe nach, möchten die Kapellen und Orchester, die Gemäldegallerien, Kunstcabinete und Theater unsers Vaterlandes mit denen von Italien, Frankreich und England wohl die Vergleichung aushalten. Nur leben die Künste bei uns zu viel wie im Treibhause und gehen nicht so wie anderwärts in's freie Leben über. Man kauft alte Portraite auf mit Kosten, für die man eben so viele tüchtige Maler bilden könnte, bezahlt theuer die bloßen Virtuosen und läßt die eigentlichen Meister, einen Händel, Mozart, Beethoven arm. Das Lebendige, das Volksmäßige aber ist es allein, was die Blüthe der Kunst hervorruft. Sobald wir nur lernen, uns nicht sowohl durch die Kunstwerke, als durch die Künste bilden zu wollen, wird der deutsche Genius seine ausgezeichneten Kräfte noch weit mehr entwickeln, als er es bisher im Widerstreit der wenig günstigen Verhältnisse gethan hat.

„Es wäre mir angenehm, sagte der Fürst, wenn Sie

Ihre Meinung, die ich für sehr gegründet halte, weiter ausführen und besonders auf Ihre Kunst anwenden wollten.

„Um die Tonkunst wirksam zu heben," erklärte Günther nach dieser Aufforderung, „müßte die Menschenstimme besonders beachtet und ihre Pflege zumeist gewürdigt werden; sie ist unstreitig das Wesentliche bei der ganzen Musik. Man sollte einen Kenner ordentlich in Besoldung nehmen und auf die Aufsuchung der guten Stimmen herumreisen lassen. Ein Fürst, fuhr er lächelnd fort, könnte sich allein mit dieser Anordnung verewigen, und sie kostete ihn des Jahres vielleicht nicht mehr, als er fremden Virtuosen für ihre Concerte bezahlt. In seinem Lande müßte ihm schlechterdings keine Stimme, die viel verspricht, verloren gehen, und hätte sie ein Junker oder Fräulein vom ältesten Adel und größten Reichthume!"

Indem ihm dieses Wort entfuhr, blickte er besorgt auf Adelheid; aber sie lächelte beifällig, denn es entzückte sie sein Eifer, und auch der Fürst ermunterte ihn durch leichte Einwendungen, weiter fortzufahren. „Die Hoffnungen, die man von der Jugend faßt, sagte er, sind nur leider zu unsicher. Wie mancher Knabe verspricht einen großen Maler oder Dichter, und es wird hernach doch nichts aus ihm? Wie manches kleine Mädchen läßt eine himmlische Schönheit hoffen und verwächst sich hernach zu

einem ganz gewöhnlichen Dinge? Man müßte die besseren Stimmen doch wohl aus den Schulen aussuchen, und in dem Alter scheinen sie mir noch zu unreif, um über Umfang und Gehalt mit einiger Sicherheit zu urtheilen."

„Die Stimmen von weitem Umfange und wichtigem Gehalt, sagte Günther, sind nie gleich von Natur da; sie werden nur durch unaufhörliche Uebung gestärkt und gebildet. Zum Beweise kann Marchesi und die Todi dienen, deren Stimmen nach ihrem eigenen Geständniß anfangs sehr unbedeutend waren, aber durch lange Uebung sie zu dem Range der ersten und größten Sänger ihrer Zeit erhoben. Allerdings schlagen die Erwartungen manchmal fehl; man muß nur den Muth dann nicht sogleich sinken lassen. Sobald man mit verständigem Plan zu Werke geht, wird Alles leichter. Besonders sollte man bei'm Aussuchen zunächst auf den Charakter sehen, ob Empfindung im Ton ist, Zärtlichkeit, Adel oder Kraft. Stimmen von solcher Art kann man auch mit wenig Umfang vortrefflich brauchen. Doch vergeben Ew. Durchlaucht und Sie, reizendes Fräulein! Die Aufmerksamkeit, deren Sie mich würdigten, hat mich vielleicht schon über die gehörige Grenze geleitet."

Der Fürst blickte heiter und freundlich auf ihn und gab zur Antwort: „Es scheint, daß die Natur zu gewissen Zeiten für die Ersprießlichkeit und das rasche Wachs-

thum der Künste schöpferische Geister hervorbringe, und daß die Fürsten nichts Besseres thun können, als diesen eine passende Sphäre für ihre Thätigkeit zu sichern. Sie werden mir Ihre Gedanken bald umständlicher darlegen müssen, und wenn ich auch nicht zu den Gewaltigen gehöre, so möchte ich doch im Bunde mit Ihnen wohl versuchen, was unserer vereinten Bemühung ausführbar ist."

Es giebt Zeiten im Leben, die wir darum vorzugsweise für die glücklichen halten, weil sie weniger durch das Uebermaß eines einfachen Glücks, als durch das Zusammentreten eines mehrfachen unterschiedlichen Reizes ihre Anmuth erhalten. Eine solche Zeit war jetzt für unsern Günther. Die Lieblichkeit des deutschen Frühlings, die ihm wieder neu geworden war, der Erfolg seiner kaum angetretenen Amtswirksamkeit, die Auszeichnung durch den Fürsten und die Lust zu eignen Compositionen wirkten zusammen, um dem Zauber, mit welchem Adelheid sein Herz umstrickte, das Betäubende zu nehmen und seinem Gefühle die Freiheit und Mannichfaltigkeit zu erhalten. Er pries sich selig wie einen Gott; aber er war nicht trunken, sondern im vollen Gleichgewichte seiner Kräfte.

Am folgenden Nachmittage ging er zu Hochburgs

und nahm Musik mit sich. Er traf seine Einzige bei ihrer Mutter. Sie stickte an einer Weste für ihren Bruder und hatte Feldblumen von den schönsten Blüthen und Farben vor sich liegen. „Es muß, meinte sie, bei der Mode immer etwas Seltenes sein; wer aber die Botanik nur ein wenig versteht, findet Vorrath von den schönsten Blumen in Menge.“

Die Mutter fragte ihn, was er für Musik mit sich bringe.

„Miserere und nichts als Miserere!“ war seine Antwort. „Weil wir vorgestern mit dem von Allegri so großen Beifall erhalten haben, und es als ein heilig gesprochenes Werk gilt, so hab' ich die Musik zweier andern großen Meister zu denselben Worten mit mir genommen, um sie mit der von Allegri zu vergleichen.“

„Vortrefflich!“ sagten Beide, standen auf und gingen mit ihm nach dem Musiksaal.

Das erste war das Miserere von Leonardo Leo, für 8 Singstimmen in zwei Chören gesetzt. „Was das von Allegri für Rom ist, sagte Günther, das ist das von Leo für Neapel, wo dieser größeste aller Musiker Italiens im Anfange des vorigen Jahrhunderts Prinzipalorganist an der königlichen Kapelle war. Wenn Allegri ein holder schöner Jüngling ist, der in einem Schäfertanz mit wenig gemessenen Schritten in dem süßen Reize der Unschuld

erscheint und, denselben Tanz wärmer und glühender wiederholend, entzückt: so ist Leo ein Vestris, der die höchste Kunst und deren ganzen Reichthum in seiner Gewalt hat. Seine Musik ist so recht eine Quelle von Klang und erquickt Ohr und Seele. Das Ganze ist nicht zusammengereiht und geflickt. Es ist eine erhabene Einheit, die wie ein Strom von unzählbaren reinen Bächen immer mehr anschwillt und in Wonnefluthen und Strudeln die Herzen herumtreibt."

Er trug die einzelnen Theile vor und begleitete sie mit seinen Erläuterungen bis zum Schluß, der so recht in Majestät das große Ganze, zu dem ein göttlicher Verstand die Idee entwarf, voll Plan und Ueberlegung vollendet. Adelheid sang mit ihm das Schönste. Am Ende sagte sie: „Das Werk von Allegri, so vielen Seelenklang es hat, der voll schmelzender Süßigkeit in's innerste Wesen hinuntersteigt, muß doch diesem weichen."

„Jenes ist bloß Most, sagte Günther, und dieses ist Wein. Es ist in diesem Werke Alles vereinigt, tiefes Gefühl, erstaunlicher Reichthum der Kunst, reine Schönheit und Proportion im Ganzen wie in den Theilen, keusche Verzierungen und ein edler Schmuck."

„Aber, bemerkte die Mutter, man muß auch gebildeter Mensch genug sein, um so etwas klar genießen zu können.

Die hohe Kunst fordert Verstand und Wissenschaft und geläuterte Sinne."

Flüchtig zum Beschlusse nahmen sie noch das andere Miserere vor. Es war von Sarti. Die Begleitung machen drei Bratschen und das Violoncell Solo, in Abwechslung mit der ersten Bratsche. Günther nannt' es ein Meisterstück der neuern Kirchenmusik, worin das alte Vortreffliche mit dem neueren vereinigt sei: Geschmeidigkeit und Geschwindigkeit der Kehlen und Instrumente in den Einzelgesängen, volle ernste Harmonie in den Chören und durchaus gefälliger Vortrag und rührende Melodie in der reizendsten Ausbildung. Die einfache Begleitung nehme der Musik das Theatralische.

Adelheid sagte: „Ohne den Allegri oder Leo gehört oder noch in frischem Gedächtnisse zu haben, hört wahrscheinlich Jedermann dieses Werk mit Vergnügen. Wenn man aber bei einem solchen Texte, wie die Worte des Miserere, die erstern zwei Compositionen mit der letztern vergleicht, so kann wohl kein Mensch von Verstand und Geschmack zweifeln, wo Wahrheit, Würde und Schönheit, und wo Ziererei und oft nur leeres Tongepränge sei. So viel kommt auf Gewohnheit und Vorurtheil selbst in der Musik an."

Unterdessen fand sich auch Guido ein, und man ging, weil es kühl geworden war und der Abend einsank, in de

Garten. Sie setzten die angefangene Unterhaltung fort und beschäftigten sich besonders mit der Bedeutung und der Eigenthümlichkeit der Kirchenmusik.

„Schon wenn wir mit einer hohen Person sprechen, sagte Adelheid, verlangt man von uns einen ernsten und würdigen Ausdruck. Zierlich kann dieser wohl sein, aber es dürfen keine Luftsprünge oder Seiltänzereien vorkommen. Ich kann mir denken, daß die Griechen bei ihren religiösen Feiern mehr reizende Melodie und ausgebildete Harmonie gebraucht haben dürften; denn ihre Götter standen ihnen näher, und ihre Frömmigkeit mußte liebenswürdig schwärmerisch sein, oder sie war nur oberflächlich. Wir, die wir einem Unsichtbaren, der zugleich heilig und allmächtig ist, in der Andacht gegenübertreten, können nie den Schauer der Ehrfurcht verläugnen, und er bleibt selbst in der Stimme der kindlichsten Ergebung, wie der freudigsten Hoffnung, als Beimischung merkbar. Darum paßt für christliche Kirchencompositionen der Ernst der lateinischen und der deutschen Sprache gewiß am besten.“

„Die Musik, sagte die Mutter, ruht zu sehr mit ihrem ganzen Wesen und Werthe auf den Gefühlen, als daß sie den reinen, wahren Charakter derselben jemals verläugnen dürfte, ohne geistlos und unbedeutend zu werden. Die Gefühle christlicher Andacht sind aber in ihrem ganzen Umfange, von der schmerzlichsten Reue bis zu dem entzücktesten

Triumph, zu bestimmt geschieden von allen andern Gefühlen, die der irdische Reiz erweckt, als daß es denkbar bliebe, die Kirchenmusik jemals ohne Schwächung ihres Werthes der theatralischen näher zu bringen."

„Ihre geistreichen Urtheile, meine Damen, sagte Günther, beweisen, daß Sie eben so klar das Wesen der Tonkunst, als der Gegenstände, auf die sie sich beziehet, erkennen. Gewiß sind die Gefühle, die das Unendliche erweckt, aus einer höheren Ordnung, als die bloß durch irdische Reizungen aufgeregt werden. Aber doch sind jene wie diese menschlich, weil sie in der Menschenbrust erwachen und walten; ganz neue, der gesammten Menschheit bis dahin völlig fremde Empfindungen konnte der Höchste selbst uns mit der Religion nicht geben, wenn wir nicht aufhören sollten, Menschen zu sein. Nur der Gegenstand des Gefühles und damit seine Stärke verändert sich bei demselben Menschen, je nachdem die Welt oder der Himmel ihn reizen. Ich kann mir indeß ganz gut denken, daß Jemand ein Geschöpf mit demselben Gefühle liebe wie ein Anderer den Unendlichen, und daß also bei gleicher Wahrheit des Ausdrucks Jener ein Liebeslied höherer Art mit denselben Tönen ausdrücke, die dieser für seine Andacht wählt."

„Allerdings, versetzte die Mutter, wird es denkbar sein, daß sich das irdische Gefühl in besonderen Lagen zu der Stärke des religiösen erhebe und dann einen musi-

kalischen Ausdruck fordere, der sehr wohl die Unterlegung eines religiösen Textes verträgt. Aber schwieriger würde es sein, den Fall umzukehren, und dieses war es eigentlich, worüber wir redeten. Die weltliche Musik, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, kann sich dem Kirchenstyle nähern; aber der Kirchenstyl wird seinen ernsten Charakter behaupten müssen."

Der Hofmeister war indessen mit Schweizern dazu gekommen, und nachdem man sie von dem Gegenstande des Gesprächs in Kenntniß gesetzt hatte, wurden sie ebenfalls um ihre Meinung gefragt.

„Sie, gnädige Frau, sagte der Alte, scheinen mir darin Recht zu haben, daß Sie eine zweifache Rangordnung der Gefühle behaupten, und zwar eine Rangeserhebung, aber keine Erniedrigung erlaubt finden. Meinem Freunde dagegen bin ich geneigt, darin beizupflichten, daß alle diese Gefühle, wiefern sie menschliche sind, der ursprünglichen Natur nach denselben Charakter an sich tragen."

Das bezweifle ich doch wirklich, bemerkte Faber; wenigstens finde ich, was die Tonkunst betrifft, einen sehr wesentlichen Unterschied zwischen den kirchlichen und allen andern Musiken. Jene veralten nicht an der Zeit; das Wohlgefallen an ihnen ist so dauerhaft, wie die Religion selbst, der sie huldigen. Aber wo sind die Opern und noch mehr die Lieder und Tänze, welche sich eines Aehnlichen

rühmen könnten? Die, welche einst entzückten, erscheinen uns jetzt fast unausstehlich, und wie können wir wissen, ob das, was wir jetzt bewundern, einst von unsern Enkeln nicht dieselbe Geringschätzung leiden werde? Noch bewegen uns Palestrina's, Pergolesi's und Allegri's Kirchencompositionen eben so innig wie ihre ersten Hörer. Welche Oper hat sich aus ihrer Zeit erhalten, die man diesen Stücken gleichstellte? Leo's Miserere wurde noch 1781 im Pantheon zu London von 40 Sängern aufgeführt; seine Sofonisba und Olimpiade sind lange bei Seite gelegt. Noch leben die alten Choräle, selbst der uralte ambrosianische Lobgesang in voller Geltung: wo finden Sie einen Tanz, der noch jetzt wie vor zwanzig Jahren gefiele?"

„In der That," sagte Günther, „ein Stoff, der zu langem reiflichen Ueberlegen auffordern kann und darum mit einzelnen Einwendungen nicht beseitigt werden darf. So viel aber, Freund, scheint mir doch klar, daß alles Nationale von Ihrer Regel ausgenommen werden muß; denn die Volkslieder wie die Volkstänze können ebenmäßig wie Choräle und Messen ganze Jahrhunderte durchdauern."

„Ich habe," bemerkte Schweizer, „über unsere neuliche Meinungsverschiedenheit weiter nachgedacht und bin jetzt geneigt, die nationale Eigenthümlichkeit der Musik bei jedem Volke zuzugestehen. Auf die kirchliche Musik wird sich dieses freilich nicht ausdehnen lassen, weil hier das

Volksthümliche nicht geltend gemacht werden darf, ohne den Charakter des Christlichen zu verkennen, und auf der andern Seite wird auch das Eigenthümliche sich nicht aller Ansprüche begeben wollen."

„Wir hätten also," sagte Adelheid, „eine dreifache Sphäre der Tonkunst zu unterscheiden, die christliche, die volksthümliche und die bloß individuelle; jede hätte ihren besonderen Charakter und müßte darin geachtet werden. Bei näherem Nachdenken würde es uns vielleicht gelingen, die zwischen ihnen bestehenden Unterschiede deutlicher zu erkennen. Vergessen Sie nicht, meine Herren, den Fund Ihrer Forschungen der wißbegierigen Schülerin mitzutheilen. Jetzt, damit wir uns nicht überladen, lassen Sie uns zu leichterer Unterhaltung übergehen."

Sie sagte dieses, weil ihre Mutter Faber's Arm nahm, um in das Haus zurückzukehren. Nach ihrer Entfernung brachte sie sogleich die Rede auf Italien, und Guido bat, mit ihr vereint, die beiden Gereiseten, ihnen doch von dem schönen Lande zu erzählen. Die Abneigung der Mutter vor jeder längeren Erinnerung daran hatte das Verlangen der beiden Geschwister durch den Gegenreiz zu einer fast leidenschaftlichen Sehnsucht gesteigert. Sie hatten schon manche Reisebeschreibung dahin gelesen und wußten über alle Sitten, Sehenswürdigkeiten und Städte ganz gut Bescheid.

„Es ist seltsam,“ sagte Günther, „daß es mir beinahe eben so erging. Meine Aeltern waren auch in Italien gewesen, und wenn mich einzelne dunkle Erinnerungen nicht täuschen, so war ich schon einige Jahre alt, als sie es verließen. Aber Beide vermieden jedes Gespräch darüber, besonders in meiner Gegenwart, so ängstlich, daß ich gerade dadurch ein heftiges Verlangen bekam, das schöne Land einmal selbst zu sehen. Der Organist, welcher mich in der Musik unterrichtete, war früher ebenfalls dort gewesen und mußte mir davon erzählen. Ich war doppelt fleißig bei ihm, weil er mir oft sagte, daß man mit guten musikalischen Kenntnissen am leichtesten in Italien fortkomme. Sobald ich lesen konnte, waren Reisebeschreibungen meine liebste Unterhaltung neben der Musik. Ja, wachend und zu Nacht träumte ich mich so oft und so lebhaft in den schönen Süden hinein, daß ich eben darum in späteren Jahren nicht mehr zu unterscheiden wußte, ob einzelne Reminiscenzen, die mir vorschwebten, wirklich dem früheren Leben oder bloß diesen höchst belebten Träumen angehörten. Die Aeltern sollten immer vorsichtig sein, indem sie der Neigung ihres Kindes entgegenwirken. Thun sie zu ängstlich, so reizen sie das Freiheitsgefühl der jungen Seele zum Widerstand auf und führen leicht gerade das, was sie vermeiden und abwehren wollten, um so gewisser herbei.“

„Wenn Sie in gleicher Schuld waren,“ sagte Adel-

heid, „so werden Sie uns nicht zu hart tadeln, indem auch wir so gern von Italien hören. Gewiß fällt es uns nicht ein, jemals der guten Mutter in dem, was sie wünscht, uns zu widersetzen und wider ihren Willen eine Reise über die Berge zu machen. Doch — wie mußte Ihnen sein, als Sie Ihre langgenährte heimliche Sehnsucht endlich sich erfüllen sahen und von der letzten deutschen Höhe den trunkenen Blick in das erste italienische Thal warfen!"

Günther versetzte: „Wie einem Sünder, der vor dem offenen Paradiese, wie einem Gefangenen, der frei vor der weiten Welt, wie einem Pilger, der vor der Heimath steht!" Er fing an, den Tag, wo er zuerst in Italien eintrat, mit allen Einzelheiten in so glühendem Colorit der Rede zu schildern, daß die beiden Geschwister vor inniger Lust gleich Kindern die Blicke unverwandt auf ihn hefteten, und selbst der alte Schweizer ohne Unterbrechung zuhörte.

Darüber sank der Abend vollends herein, und die Dämmerung hüllte die Aussichten in ihren magischen Schleier. Sie gingen nach dem Hause zurück. Günther war mit Adelheid eine Strecke voran, und bei der Umkehr in einen andern dunkeln Gang faßte er ihr, geschwind wie der Blitz, die zarte Rechte. Sie erschrak und wollte die Hand zuruckziehen; er aber elt sie fest und drückte sie feurig an seine Lippen, indeß sie, halb in Furcht, gesehen zu werden, sich ängstlich zurückwandte.

Als er sich empfahl, dankte sie ihm mit holdem Blick noch einmal für die Mittheilung und Erklärung der besonderen Schönheiten in dem Meisterstücke des großen Leonardo Leo, so wird für den ganzen reichen Genuß, den ihr seine Unterhaltung und Erzählung gemacht habe. Er antwortete, durchdrungen von Zärtlichkeit und Bewunderung, mit gedämpftem Tone der Stimme: „Ich kenne kein größeres Glück, als wenn ich Alles, was ich weiß und vermag, Ihnen zu Füßen legen kann und Sie es gütig annehmen wollen.“

Der Fürst hatte Günthern zu sich rufen lassen und unterhielt sich mit ihm über die unlängst aufgeführten Kirchenmusiken. „Wir wollen dergleichen,“ sagte er, „bei passenden Gelegenheiten mehrere aufführen; Compositionen der Art sind am meisten für's Volk, besonders bei den Deutschen, ihres vorzüglichen religiösen Sinnes wegen. Der Tod Jesu von Graun wird sich dem Messias von Händel würdig zur Seite stellen. Weniger gefällt mir das Oratorium von Beethoven: Christus am Oelberge; es ist mir in der Anlage zu theatralisch, und die Musik, die ich indeß nur erst einmal gehört habe, dünkt mich für die Fassungskraft der meisten Zuhörer zu schwer, um volksmäßig heißen zu können.“

Unser Freund stimmte diesem Urtheile seiner Ueberzeugung gemäß bei. Dann erwähnte er des Gespräches, welches er unlängst bei der Familie Hochburg über den Unterschied kirchlicher, volksthümlicher und bloß individueller Musik gehört und selbst mit geführt hatte, hob einzelne, ihm besonders merkwürdige Gedanken araus hervor und bat den Fürsten um sein Urtheil.

„Ich bin zu wenig Kenner,“ sagte dieser, „um mir hier ein Urtheil anzumaßen. Indeß scheint mir in den von Ihnen dargelegten Ansichten viel Wichtiges und Wahres enthalten; besonders gefällt mir die Annahme einer dreifachen Sphäre der Musik. Die religiöse ist unter diesen ohne Zweifel die umfassendste und schließt die andern beiden in sich. Alle ächte Kirchenmusik wird ganz gewiß dem Sinne des ganzen Volkes zusagen, dadurch aber von dem unterscheidend Nationalen sich trennen, daß sie auch andern Völkern, die nur christlich sind, sich bleibend empfiehlt.“

„Verzeihen Ew. Durchlaucht,“ bemerkte Günther; „sollte die bloß individuelle Musik, statt die beschränkteste zu sein, nicht vielmehr die weiteste Sphäre haben, da das rein Menschliche unstreitig noch allgemeiner als das Christliche verstanden wird?“

„Ich muß doch dem Fräulein von Hochburg beipflichten,“ antwortete der Fürst. „Allerdings ist das Menschliche der weiteste Kreis, den wir uns vorstellen können,

aber es bleibt mehrentheils bei der bloßen Vorstellung, ohne daß es irgend ein Einzelner rein in sich auffaßte. Das wahrste Gefühl des Einzelnen ist und bleibt doch allemal ein individuelles, menschlich allerdings, ob aber allgemein, das ist immer schwer zu sagen. Hin und wieder mögen Melodien bestehen, die jedes Herz auf der ganzen Erde gleichmäßig rühren; aber sie geben kein Ganzes, es fehlt ihnen der das Gefühl leitende Gegenstand. Die Verwechselung des Individuellen mit dem allgemein Menschlichen scheint mir ein grundböser Lieblingsirrthum der Zeit, der die Unterordnung unter das Nationale und Christliche vergessen macht und damit die schöne Regel für jenes aufhebt. Meinem Dafürhalten nach ist die Kirchenmusik das Höchste, was wir in einer klaren Idee fassen können, und sie müßte daher zur Grundlage angenommen werden, wenn man die Tonkunst unter einem ganzen Volke verbreiten und den Ausschweifungen der einzelnen Meister vorbeugen will."

Günther bezeugte dem Fürsten seine Bewunderung über dessen durchdachte Ansicht. Aber dieser versetzte: „Was ich gesagt habe, soll und muß Ihnen durchaus nicht als eine Weisung erscheinen, nach der Sie sich zu richten hätten. Wo der Sinn der Gönner zu eigenmächtig auf die Kunst einwirkte und den schaffenden Geistern die Freiheit, eigner und auch abweichender Ueberzeugung zu folgen, verkümmerte, da hat es mit der Pflege und dem Gedeihen der

Künste nie recht fortgewollt. Ich will, daß Sie sich als denjenigen ansehen, dem die Ausführung des guten Werkes mit aller nöthigen Vollmacht anvertraut ist, und behalte mir nur vor, um meinen Antheil an der Freude des Gelingens zu sichern, daß Sie aus Ihren Urtheilen, Wünschen und Plänen mir nie ein Geheimniß machen. Ich bin Ihr Finanzminister und zugleich, darauf dürfen Sie sicher rechnen, Ihr Freund."

Er reichte Günthern bei diesen Worten lächelnd die Hand, die dieser mit einer ehrfurchtsvollen Kniebeugung küßte. „Ihre Huldigung," fuhr der Fürst fort, „möge als Gelübde des Vertrauens und der Offenheit gelten, und nun sehen Sie sich vor, es nicht zu brechen. Gleich jetzt erwartet Sie eine Probe."

Er fixirte Günthern mit freundlichem Auge; dieser schlug den Blick zu Boden.

„Sie befürchten gewiß," sagte der Fürst, „ich wolle in die Geheimnisse Ihres Herzens eindringen. Aber sein Sie ohne Sorge! Ich habe an unser neuliches Gespräch die letzten Tage durch mehrfach gedacht und mir Ihre Vorschläge überlegt. Sie sind gut und sollen auch ausgeführt werden. Aber ich möchte nicht gern Jahre lang warten, ehe ich von meiner Pflege der Musik Früchte ernte. Sie werden mir das nachsehen; alte Leute, wie ich, geizen mit nichts so sehr, wie mit der Zeit. Haben Sie nicht noch

einen andern Plan, der uns schneller, am liebsten wäre mir's gleich jetzt, zu Genüssen hilft, indem er der Zukunft vorarbeitet?"

Mit leichtem Herzen und ohne langes Bedenken schlug Günther die Einrichtung eines wöchentlichen Concertes vor, die er schon früher gewünscht hatte. „Es ist zwar," bemerkte er, „in Deutschland etwas Ungewöhnliches, die Sommermonate hindurch Concerte zu geben. Man hebt sie an den meisten Orten für den Winter auf, indem man den Künsten kein höheres Interesse, als das eines geschmackvollen Zeitvertreibes abzugewinnen weiß. Was sind die meisten Concerte Anderes als wöchentliche Zusammenkünfte, wo eine Gesellschaft sich unterreden will und die leeren Augenblicke mit Musik ausfüllt? Anders behandelt, könnten sie aber eine wahre Schule der Kunst werden."

Der Fürst nickte beifällig und ermunterte ihn fortzufahren.

„Wenn der Sinn für Musik," sagte er weiter, „wirklich geweckt und ausgebildet werden soll, so muß man ihn Jahr aus Jahr ein anregen und üben. Die Zuhörer müssen nicht bloß, wie arme Kinder auf dem Lande, in eine Winterschule gehen. Gleiche Vertheilung durch alle Monate ist überall gedeihlicher, als die Ueberladung in der einen Jahreshälfte. Das Operntheater reicht für die Bedürfnisse des Winters völlig aus; verlegen wir das Concert in den

Sommer, so geben wir auch diesem sein gebührend Theil, gewöhnen an einen regelmäßigern Besuch des einen wie des andern und gewinnen das wirksamste Mittel, um durch das Concert auch das Theater zu vervollkommen."

„Genug, wenn wir nur den Sinn für Musik bei den höheren Ständen beleben," sagte der Fürst; „ich erwarte von ihrem Beispiele für die ganze Volksmasse viel, es ist überall schon eine wesentliche Empfehlung der guten Sache, wenn sie an den Höfen Mode wird."

„Allerdings," versetzte Günther, „aber wir gewinnen mehr. Es ist die Hauptaufgabe des Concerts, die Meisterstücke der Musik zu studiren und vergleichend zu prüfen. Die Geister der großen Erfinder in der Musik kämpfen hier mit einander und fordern von dem Zuhörer den entscheidenden Spruch. Man braucht dazu nicht ganze große Compositionen aufzuführen; es ist hinreichend, wenn man aus allen die schönsten und bedeutungsvollsten Stücke nimmt. Künstler und Kenner finden sich leichter in den Geist und würdigen leichter das Verdienst eines jeden Meisters, wenn gut gewählte Gegensätze den Sinn schärfen. Das Urtheil bildet sich durch die Beredung, und das Wohlgefallen an dem Bruchstücke macht auf das Ganze begierig. Nehmen wir von allen Opern, die im nächsten Winter zur Aufführung kommen mögen, die musterhaftesten Theile vorerst in den Concerten vor, so werden unsere Sänger und Sänge-

rinnen mit dem Wesentlichen ihrer Rollen gehörig vertraut. Sie werden dann in der Hauptsache ganz gewiß genügen, wenn das ganze Werk zur Aufführung kommt, und sicher wird Niemand dieses zu sehen versäumen, wenn es ihn schon aus der Probe anzog."

„Siehe da, ein Vorschlag, der meiner Kasse Vortheil verspricht," sagte der Fürst lächelnd. Er unterhielt nämlich die Kapelle zu seinem Vergnügen selbst; das Theater in der Residenz dagegen sollte sich der anfänglichen Absicht nach von dem Ertrage unterhalten. Aber da die Sänger zugleich in den Concerten auftreten mußten, so gaben sie sich auf der Bühne wenig Mühe. Sie wurden überstrengt in ihren Kräften und sparten diese möglichst für die Concerte auf, die von dem Hof und dem Adel fast allein besucht wurden. Das that der Theaterkasse bedeutenden Schaden, und um die Oper nicht ganz eingehen zu lassen, hatte der Fürst jährlich ansehnliche Zuschüsse leisten müssen. Günther's Vorschläge versprachen diesem abzuhelfen, und bei aller Kunstliebe gewohnt, die beschränkten Finanzen seines Landes immer zu beachten, fand der Fürst sie dieses Umstandes wegen doppelt annehmlich.

„Freilich," bemerkte Günther ferner, „haben unsere Concerte noch einige Nebenzwecke, die wir nicht ganz übersehen dürfen. Alle Anfänger sollen durch das Publicum geprüft und aus dessen Urtheile belehrt werden, ob sie in

ihrem Streben Unterstützung und Aufmunterung verdienen oder nicht. Auch die Meister im Gesang wie auf Instrumenten, falls sie im Winter zu uns kommen, müssen Gelegenheit finden, sich hören zu lassen. Ihr Vortreffliches, wie ihre Eigenheiten kennen zu lernen, ist nicht bloß für den ausübenden Künstler, sondern auch für den bloßen Musikfreund lehrreich und angenehm."

„Schön!" sagte der Fürst; „so oft ein solcher reisender Meister kommt, soll ein Concert angeordnet, und was bei uns zur öffentlichen Prüfung seiner Talente oder gar zum Wetteifer mit dem Fremden Lust hat, neben ihm gehört werden. Ich denke, die Einnahme wird dann jederzeit den Wünschen des Virtuosen entsprechen, und unsre Leute werden sich schon angreifen, daß sie nicht zu sehr von ihm beschämt werden."

Unser Freund hielt das Gespräch für beendet und wollte sich ehrfurchtsvoll entfernen; aber der Fürst hielt ihn fest.

„Wenn Sie mir mit Ihren Gedanken zu Hilfe kommen," sagte er, „so werde ich mit geringen Mitteln Viel ausrichten. Aber im Grunde halte ich es doch für vergeblich, die Künste in einem Volke heben zu wollen, wenn man sich nicht dazu versteht, die Künstler zugleich mit ihnen zu heben. Würde es Ihnen unangenehm sein, wenn ich Ihnen

einen Rang und dem entsprechenden Titel gäbe, die Sie hoffähig machten?

Günthern schoß das Blut in's Gesicht. Er hatte nie einen Gedanken der Art gehegt und wußte nicht sogleich zu antworten.

„Ich will mich weiter erklären,“ fuhr der Fürst fort. „Es ist meine Absicht gar nicht, die Vorurtheile des Adels zu verhöhnen, ob ich gleich nicht begreife, mit welchem Rechte er sie strenger festhält, als wir. Aber diese Vorurtheile dürfen nie die wohlgemeinten Entwürfe eines Fürsten zum allgemeinen Besten hindern. Es ist längst überall zugestanden, daß dieser seine Räthe, Officiere und die Gelehrten in die Hofzirkel aufnehmen dürfe. Schwerer hat es mit den Künstlern gehalten; aber auch hier ist das Eis gebrochen; Architekten und Dichter wenigstens sind schon oft als Bauräthe, Legationsräthe und unter ähnlichen Titeln den höheren Kreisen zugeordnet worden. Warum soll es mit den Malern und Musikern nicht eben so sein? Ich begreife nicht, was den Fürsten würdiger umgebe, als die Kunst, und warum man das barbarische Vorurtheil länger dulden solle, welches seinem Hofe den schönsten Schmuck entzieht? Kurz, lieber Günther, ich hätte nicht übel Lust, durch Ihre Ernennung zum Musikrath meine Umgebungen darauf aufmerksam zu machen, daß ich die Achtung

vor der Kunst unter ihnen allgemein zu sehen wünsche. Oder wissen Sie vielleicht einen passendern Titel?"

Günther's Gedanken vergegenwärtigten sich auf einmal lebhaft die Gesichter, mit denen noch unlängst Verschiedene des Fürsten Erzählung von seinem Zusammentreffen mit ihm in Erfurt angehört hatten, und ein Künstlerstolz wurde rege. Er bezeugte der Durchlaucht seine vollkommene Würdigung so gnädiger Gesinnungen. „Indeß," setzte er hinzu, „begnügten sich die größesten Meister meines Faches mit dem Bewußtsein, welches ihnen ihr selbstgewonnener künstlerischer Rang gab, und ich würde mich vor ihren großen Schatten zu schämen haben, wenn ich auch nur in der unwesentlichsten Rücksicht mich über sie hinausstellen wollte, da ich in jeder wesentlichen noch so weit hinter ihnen stehe. Vergönnen Sie mir darum, gnädiger Herr, Ihr bescheidener Kapellmeister zu bleiben, der sich durch Ihre Huld glücklich genug fühlt, um nach keiner weitern Auszeichnung zu verlangen."

Der Fürst sagte: „Sie durchkreuzen mit Ihrer Starrsinnigkeit meine Pläne auf eine mir sehr unangenehme Weise. Ich hätte Sie gar nicht erst fragen sollen. Indeß," fügte er bei, da er bemerkte, daß sein Mißfallen sich etwas stark äußerte, „ehre ich Ihre Bescheidenheit, wenn sie auch nicht ganz von allem Künstlerstolze frei ist und gebe Ihnen

nach, das heißt für so lange, als ich es thunlich und gut finde."

Er reichte Günthern hierauf die Hand, die dieser ehrfurchtsvoll küßte, und entließ ihn sehr freundlich.

Am andern Morgen ging Günther zu seinem Freunde Schweizer, um mit ihm, dessen Wohlwollen er kannte und auf dessen umsichtiges Urtheil er sehr Viel gab, die bei dem Fürsten zur Sprache gebrachten Gegenstände zu bereden. Er traf ihn aber nicht zu Hause und beschloß ihn aufzusuchen. Der Lieblingsplatz des Alten war ein schöner Hügel, der gerade im Winkel des Thales die ganze Umgebung des Schlosses zugleich mit der Aussicht auf das Rheinthal den zufriedenen Blicken Preis gab.

Auf dem Wege ergötzte sich unser Freund an der Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes rings umher, sah auf den Höhen von fern den Vater Rhein wie einen prächtigen Lichtstrom vom Horizont herwallen und pries sich glücklich, in dieser herrlichen Gegend zu leben. Lebendiger Sinn für die Natur und ein vorzüglicher Grad von Zufriedenheit mit seinen Verhältnissen machten sein Nachdenken über die gestrige Unterhaltung freundlich und leicht.

Er fand seinen Freund auf einem Felsen sitzend und mit Zeichnen beschäftigt. Schweizer legte das Blatt zur

Seite, machte ihm neben sich Platz, und Beide unterhielten sich eine Weile über die köstlichen Ansichten, die sich ihnen darboten.

„Köstlich für den, welcher Auge für sie hat," meinte Schweizer. „Auch die Natur in ihren Gruppirungen hat ihre Regeln, so gewiß wie eine Phantasie auf dem Flügel; ohne versteckte Regel kann überhaupt nichts Schönes bestehen. Es ist nur nicht immer leicht, sie zu ahnen, und meist unmöglich, sie zu nennen."

Nach einigem Hin- und Herreden darüber kamen sie in's Allgemeinere. Schweizer war in seiner besten Laune und versuchte es, seine Lebens- und Kunstphilosophie in einigen derben Umrissen zu zeichnen.

Der Reiz des Lebens, wie der Kunst — das war ungefähr seine Ansicht — besteht in der Abwechselung. Selbst die größte Mühseligkeit wird dadurch zum Vergnügen, die tiefste Schwärze zur Farbe und die Dissonanz zu einem Kinde der Melodie.

Immerwährende Freude von einerlei Art dagegen macht nur Pein. Der Urquell unseres Lebens will ohne Unterlaß wallen, um frisch zu bleiben.

Dem Wechsel ist das Gesetz der Harmonie zur Beihut gegeben; beide zusammen lösen die Aufgabe unseres Daseins, wie eines jeden Kunstwerks.

Das aufregende Element in uns ist die Leidenschaft und der Leidenschaften stärkste die Liebe; das gestaltende Element ist der Sinn für das Schöne. Darum weckt die Liebe den Kunstsinn und dieser belebt jene.

Alle großen Künstler waren auch groß in ihren Leidenschaften, besonders in der Liebe; denn die Liebe muß die Mutter des geistigen, wie des sinnlichen Lebens sein. Sie erhebt den gewöhnlichen Menschen zum Künstler und führt diesen in die veredelte Wirklichkeit zurück. So viel tausendmal sie auch schon dargestellt worden, so hat sie doch in ihrer Tiefe noch volle und mannichfaltige Neuheit. Diese zu ergründen und darstellend mit dem Schönen auszugleichen, ist die höchste Aufgabe für den Musiker, wie für den Maler und Dichter. Poesie, Malerei und Musik sind gerade dadurch die edelsten Künste, daß ihnen diese Vermählung der Leidenschaften, besonders aber der Liebe mit dem Schönen möglich ist.

Günther fand an diesen hingeworfenen Sätzen viel Wohlgefallen; nur der bestimmte Charakter der Liebe als Leidenschaft schien ihm nicht zu billigen.

„Muß es denn gerade Leidenschaft sein," wandte er ein, „was Liebe sein will? Läßt sich keine Liebe denken zu einem lebendigen Wesen, die der Liebe zur Kunst gleich und also von dem Geize der Leidenschaft völlig frei wäre? Die Lösung dieser Aufgabe mag schwer sein und einen

Kampf mit dem eignen Herzen kosten, den nicht Alle eingehen und Wenige bestehen mögen. Aber doch möchte ich sie versuchen; denn es scheint mir klar, daß nur eine solche Liebe der edeln Geliebten werth und für die Liebe zu der göttlichen Kunst ohne Beeinträchtigung ist."

„Meinen Freundesdank für das vertrauliche Bekenntniß," sagte Schweizer lächelnd. „Wir wissen also nun von ihm selbst, warum es einem jungen Meister, würdig auf dem Vatican gekrönt zu werden, gleichwohl diesseit der Alpen und namentlich in diesem Winkel Deutschlands so besonders wohl gefällt!"

Erst jetzt merkend, daß er sich verrathen habe, wollte Günther das Gespräch ablenken auf seinen Besuch beim Fürsten; aber die Laune des Alten ließ es nicht zu. „Was Du auch sonst aus Italien mitgebracht haben magst," sagte er, „nur vor einem Zug im Charakter der Italiener nimm Dein deutsches Herz in Acht, ich meine vor der kleinlauten, mißtrauischen Verschwiegenheit über das eigene Glück und Gefühl gegen vertraute Freunde. Es würde Dir ja doch nicht gelingen; der Deutsche ist für die Verstellung von Geburt her verdorben. Wenn er alle Geberden und Mienen in seiner Gewalt hat, so verräth ihn doch noch das Auge. Der Blick des Römers leuchtet immer, weil er in rastloser Leidenschaft sich immer lebendig verjüngt. Wenn aber das deutsche Auge anfängt zu wetterleuchten, so ist man bald damit im Reinen was es bedeute. Oder kannst

Du glauben, daß ein so alter Steuermann auf dem Meere des Lebens, wie ich, es nicht in den Blicken des jungen Seefahrers lesen könne, wenn dieser auf den öden Fluthen zum ersten Male das ferne grünende Land sieht?"

„Ich will nicht läugnen," versetzte Günther, „was ein solcher Scharfblick aus meinem Auge herausgefunden, aber bei der heiligen Cäcilia, der ich mich gläubig befehle, wiederhole ich auch die ernste Versicherung, daß ich meine Liebe nicht als Leidenschaft hegen, sondern mit der Liebe zur Kunst als gleich mit Gleichem verbinden will."

Der Alte wiegte ironisch lächelnd sein Haupt. „Deutsche Pedanterie," sagte er, „von der es mich wundert, wie sie Deinem Sinne, nach drei Jahren in Italien, noch anwandeln kann. Leidenschaftslos, wie die göttliche Kunst, willst Du Deine Erkorene lieben? Als ob man diese anders als mit Leidenschaft lieben könnte, wenn man sie ernstlich meint, oder als ob der Mensch wider die höchste Monarchie der Welt seinen kleinen Kopf aufsetzen und ihren heiligen Willen beschränken könnte, wie es ihm gut däucht!"

„Wer nicht unglücklich werden mag," meinte Günther, „der muß in manchen Fällen anders wollen lernen, als sein Herz will."

„Dachte ich's doch gleich," sagte Schweizer lebhaft, „daß Du mit der Klugheit ausgegangen und mit dem Kleinmuth heim gekommen seist! Was heißt es denn, unglücklich

werden? Der wahre Künstler muß überall nur das Edle wollen, die höchste Vollendung und Reinigung seiner Natur. Glück oder Unglück sind in seinen Augen dieser Aufgabe so ganz dienend untergeordnet, wie bei dem Dichter, der es für gleich achtet, ob seine Helden gekrönt oder ermordet werden, wenn er nur das Schönste trifft. Verstehe mich nicht unrecht. Auch der Künstler ist Mensch, und ich verarge ihm nicht, wenn er lieber glücklich als elend wird. Thue, was Du kannst, um das Ziel Deiner Sehnsucht zu erreichen, aber das laß Dir nie zweifelhaft werden, daß Du richtig gewählt habest, auch wo Du es nicht erreichst. Im schlimmsten Fall hast Du ein Trauerspiel gespielt, und ich traue Dir zu, kein schlechtes, und genießest des Trostes, Dein Gefühl in den Flammen des Schönen dem Ewigen geopfert und nicht an dem Arsenik der Gemeinheit vergiftet zu haben."

Das Eigenthümliche und wirklich Schöne in dieser Ansicht des alten Meisters nahm Günther ein. Er sah seinen Blick auf eine Art erweitert über die Verhältnisse des Lebens, wie sie ihm noch neu war. Sein Gefühl hob sich, und aus seinen Augen blitzte das Bewußtsein geistiger Kraft.

Der Freund lächelte ihn wie mit väterlicher Wärme an und sagte dann, aufstehend und mit ihm zur Rückkehr die Anhöhe hinabwandelnd, ernsthaft: „Was ich zuletzt

sagte, ist kein bloßer Grundsatz, nach welchem ich mein Leben gestaltet, sondern eine Erfahrungsansicht, die ich vom Leben gelernt habe. Die Liebe hat mich nicht lange glücklich gemacht, aber sie hat mich die Seligkeit kennen gelehrt und die ganze Tonleiter rein menschlicher Gefühle. Darum bin ich ihr Lobredner geblieben und habe bei allen schmerzlichen Erfahrungen niemals sie, sondern nur die verkehrte, selbstsüchtige Sitte angeklagt, der man sie opfern will."

Günther äußerte bescheiden andeutend den Wunsch, etwas Näheres von den Schicksalen seines Freundes zu erfahren. „Ein anderes Mal will ich Dir ausführlich beichten," war die Antwort; „jetzt wollen wir froh bleiben."

Schweizer war über dem zuletzt Berührten nachdenklich geworden, und es kostete ihn einigen Zwang, von der Erinnerung zur Gegenwart zurück zu kehren. Indeß gelang es ihm doch bald, und nun wurde die Unterhaltung leichter.

Günther erzählte jetzt, was ihn eigentlich bewogen hatte, seinen alten Freund aufzusuchen. Er kehrte mit ihm in sein niedliches Landhaus ein, das sich in der Mitte eines Gartens in einfach edler Form erhob und außer dem Baumeister nur von zwei alten Dienern bewohnt war. Bei einer Flasche Burgunder sprachen sie hier die interessanten Neuigkeiten weiter durch.

Die Anordnung eines wöchentlichen Concertes gefiel Schweizern außerordentlich, und er billigte den ganzen Entwurf dazu. „Endlich,“ rief er, „tritt doch Etwas in's Leben, was nach verständigem Vorbedacht aussieht. Aber ich setze voraus, daß Du Fräulein von Hochburg zur Theilnahme bewegen wirst. Ohne sie richtest Du mit aller Mühe doch nichts Rechtes in's Werk, und die gute Sache scheitert in ihren Anfängen. Ihre Mitwirkung aber wird Dich selbst warm halten und alle Andern spornen.“

Unser Freund gestand das zu, beeilte sich aber weiter zu erzählen, wie der Fürst ihm einen Titel geboten und er diesen ausgeschlagen habe.

„Und warum?“ fragte Schweizer eifrig.

Er legte seine Gründe vor, und auch wie der Fürst darauf erwiedert hatte.

„Beinahe,“ sagte Schweizer, „möchte ich ihm in dem Vorwurfe des Künstlerstolzes beistimmen; denn er handelte nicht bloß klug, sondern in seiner Lage als Fürst zugleich schön, und hätte also wohl erwarten dürfen, daß Du ihm nachgäbest. Indeß gebe ich zu, auch Du folgtest einem richtigen Gefühle. Verständest Du auf Dein Glück, wie man's nun einmal nennt, die selbstsüchtige Rücksicht zu nehmen, die Du vorhin im Mißverstande Deiner selbst beinahe für Tugend erklärtest, Du würdest bedacht haben, daß die äußere Rangerhöhung Dich Deinen

Wünschen näher bringen könne. Fast hättest Du mich an Dir irre gemacht; nun sehe ich zu meinem Troste, daß wir im Wesentlichen wirklich einig sind.

Der Fürst säumte nicht lange, den von seinem jungen Kapellmeister angegebenen Gedanken in's Leben zu rufen. An einem der nächsten Tage wurde große Abendgesellschaft bei der Fürstin angesagt, und alle in der Nachbarschaft wohnenden adeligen Familien bekamen Einladungskarten. Auch der alte Schweizer und Günther waren hinzugezogen.

Als der Cirkel vollzählig und die erste Gesprächsperiode einer jeden solchen Zusammenkunft, bestehend in Vorstellungen, Glückwünschen, Condolenzen und Aehnlichem, verlaufen war, rückte der Fürst mit seinem Entschlusse hervor, den er aber als selbst gewonnen darstellte, eine wöchentliche Musikübung im Schlosse anzuordnen. Er entwickelte den Plan derselben ganz nach Günther's Angabe mit einer Klarheit, die diesem zugleich Bewunderung und Zufriedenheit abnöthigte.

Da der Entwurf von dem Landesherrn auszugehen schien, so konnte es nicht fehlen, daß er schon darum bei den Anwesenden den glänzendsten Beifall fand. Mancher Höfling mochte sich vor den gerühmten Reizen des Land-

lebens schon heimlich gefürchtet haben und fing nun an zu hoffen, daß man den städtischen Zuschnitt und Wechsel der Vergnügungen mehr, als in früheren Sommern, berücksichtigen werde. Einige Wenige freuten sich aus reinem Kunstsinne, und darunter gehörten besonders die Familien Hochburg und Wimpfen.

„Es ist mir lieb," fuhr der Fürst fort, „daß ich allgemeine Zustimmung gefunden; um so gewisser glaube ich auf die Mitwirkung Aller rechnen zu dürfen, denen ein besonderes Talent des Gesanges oder für ein Instrument beiwohnt. Indeß bedürfen wir eines Meisters, dem das Recht der Anordnung des Ganzen und darum auch der Anspruch auf Gehorsam von unserer Seite zugestanden werde, damit das gute Werk zu Aller Zufriedenheit in's Leben trete. Glücklicher Weise haben wir einen solchen, dem wir uns in dieser Hinsicht ohne Beschämung unterordnen können; oder," fuhr er mit einem lächelnd umherfragenden Blicke fort, „wäre Jemand, der meinem trefflichen Kapellmeister den Anspruch auf die Würde unseres Musikdirectors streitig machte?"

Diese unerwartete Apostrophe setzte manche unter den Gästen, aber glücklicher Weise nur die alten und für die Ausführung des Planes durch ihren höfischen Stumpfsinn völlig unbedeutenden, in Verlegenheit. Die jüngeren und für die Kunst fühlenden dagegen beeilten sich, ihre Zufrie-

denheit mit dem Vorschlage auszusprechen, und die Frau von Wimpfen that es auf eine unsern jungen Meister besonders ehrende Weise.

„Wenn es mir erlaubt ist, eine Bemerkung zu machen," hub Adelheid an mit einer verbindlichen Neigung gegen den Fürsten, und da er ihr freundlich winkte, so fuhr sie fort: „dann möchte ich nur unser selbstgewähltes Oberhaupt gleich jetzt durch eine Wahlcapitulation in seiner Gewalt ein wenig beschränkt sehen. Ich trage darauf an, daß Hauptanordnungen nicht allein von ihm selbst, sondern von unserer gemeinsamen Berathung ausgehen und in streitigen Fällen Ew. Durchlaucht in eigner Person die heilige Gerechtigkeit vertreten."

Dieser Antrag, der übrigens Vielen sehr erwünscht war und darum genehmigt wurde, schien den Meisten eine Eingebung des jungfräulichen, ja des bloßen Adelstolzes. Selbst der Fürst und Adelheids Mutter betrachteten ihn so, und die Letztere freute sich doch, daß ihre Tochter gegen die Vollmacht des verführerischen jungen Mannes so kühn sich auflehnte. Vielleicht war aber der eigentliche Beweggrund dazu ein ganz anderer und lag in der wunderlichen Neigung der jungfräulichen Seele, sich gegen die Liebe und die von dieser geforderte Unterordnung unter den Geliebten auf alle Weise zu wehren. Günther's Gefühl ahnete etwas davon und er fühlte sich von ihrer Einsprache gar

nicht unangenehm berührt. Außerdem erkannte er leicht, daß die vorgeschlagene Aenderung das allgemeinere Interesse an der Unternehmung lebendig erhalten und diese, indem es sie unter den unmittelbaren Schutz des Fürsten stellte, vor jeder Entartung wirksam sichern werde.

Man ging nun im Eifer für das Neue sogleich an die Abstimmung über einzelne Punkte. Es wurde Umfrage gehalten, wer von den Gegenwärtigen im Besitz einer guten Stimme oder besonderer Fertigkeit auf einem Instrumente sei. Scherzhafte und ernste Proben, Neckereien und Einfälle verbreiteten eine heitere Laune, und in dem guten Bewußtsein, an der Gesetzgebung selbst Antheil zu nehmen, verstand man sich zu Regeln, die bei aller Zweckmäßigkeit doch sonst schwerlich anerkannt worden wären. So wurde das Kartenspielen und Theetrinken während des Concertes völlig verfehmt, aber dafür nach dem Schlusse desselben eine Spielpartie für die Alten und ein Tanz für die Jüngeren von dem Fürsten ein für allemal angeordnet.

Nachdem man sich über das Aeußere geeinigt hatte, kam es zu der Frage, welche Klasse von Tonstücken man vorzugsweise zunächst beachten wolle, und die Abtheilung der Musik in die kirchliche, nationale und individuelle wurde von Neuem besprochen. Der Fürst gab aus Klugheit das, was er mit seinem Kapellmeister bereits ausge-

macht hatte, auch hier als eigene Gedanken, und so kam man leicht in Folgendem überein.

„Alle Musiken von kirchlichem Charakter bleiben von den Abendconcerten ausgeschlossen; sie gehören einem weiteren und heiligen Kreise an und fordern zu ihrem reinen Genusse die Stimmung der Andacht. Es sind also bloß die nationale und die individuelle Sphäre der Musik, unter welche die bestimmte Zeit verhältnißmäßig vertheilt werden könnte. Bei der ersteren sind die Opern und Symphonien, bei der letzteren die Phantasien und Concerte für einzelne Instrumente besonders beachtenswerth. Da man diese aber für einzelne Winterconcerte, wo fremde Virtuosen sich hören lassen, aufheben kann, so soll der nationale Kreis der Musik vorzugsweise den nöthigen Stoff liefern. Auf das National-deutsche will man sich nicht gerade ausschließlich beschränken, sondern auch die Opern der Italiener und Franzosen herbeiziehen. Aber Hauptaufgabe soll es doch bleiben, sich des eigenthümlichen Charakters deutscher Vocal- und Instrumentalmusik durch die Vergleichung der Opern und Symphonien unserer größten Meister deutlicher bewußt zu werden."

Man freute sich allgemein über diese so bedacht und stattlich lautende Anordnung und verfehlte nicht, dem Fürsten wegen seiner Vorliebe für das deutsche Vaterland eben so bedachte und stattliche Complimente zu machen.

„Ich muß es dem weisen Verfahren meines Kapellmeisters überlassen," bemerkte er lächelnd, „daß er meine Ansprüche an so vieles Schmeichelhafte und Schöne rechtfertige. Es wäre an der Zeit, daß er uns über das, was wir bei den uns selbst in der Wahl des Stoffs auferlegten Beschränkungen erwarten dürfen, etwas näher in Kenntniß setzte."

Nach dieser Aufforderung nahm Günther das Wort. „Wenn es dem Vereine gefällt, sich bloß auf das Nationale zu beschränken in der Art, wie dessen Begriff angenommen wurde, so scheint es mir passend, die Vocalmusik mit Gluck, die Instrumentalmusik aber mit Haydn anfangen zu lassen. Wir haben freilich ältere Opern deutschen Charakters, und ich besitze unter andern eine Dido von Flux, dem bekannten Kapellmeister Kaiser Karls des Fünften. Aber diese Compositionen scheinen für einen ernsten Antheil zu unentwickelt und roh, und es folgte eine Zeit, in welcher der italienische Genius den deutschen inmitten seines eignen Gebietes überwältigte. Gluck's großer Geist und fester Charakter machte diesen zuerst eigentlich frei und lehrte ihn sich selbst kennen. Obgleich seine Singstücke, einige Oden von Klopstock abgerechnet, fast noch insgesammt italienische oder französische Texte haben, so ist seine Musik doch auf Ansichten gegründet, wie sie nur einem Deutschen eigenthümlich sein konnten, und bleibt

darum im vollkommenen Sinne deutsch. Was er der Oper war, das wurde Haydn der Instrumentalmusik; denn der größte, nie genug zu würdigende Vorzug dieses Meisters ist seine seltene Vereinigung der Gründlichkeit mit der Universalität, und der Klarheit mit der Kraft, wie solche das Ideal des deutschen Strebens ausmacht."

„Nachfolger ersten Ranges sind, für Gluck, Mozart und Weber; diese drei Meister verhalten sich etwa zu einander wie Aeschylos, Sophokles und Euripides in der griechischen Tragödie."

„In der Instrumentalmusik verdient neben Haydn nur Mozart und Beethoven gestellt zu werden, die sich wie Livius, Cäsar und Tacitus zu einander ordnen. Alle anderen Meister desselben Faches scheinen mir entweder von diesen einzeln oder zusammengenommen abhängig, oder in ihrem Streben bis dahin unfrei durch Theorie und unklar durch absichtliche Neuheitssucht."

„Wer den Geist deutscher Kunst fassen und noch mehr, wer als Componist sich nach solchen Vorgängern auszeichnen will, der muß aus ihnen zusammen dasjenige inne zu werden suchen, was sie unter einander gemein haben. Es kann dabei erleichtern, wenn er sich erinnert, daß die Deutschen zuerst in der Kirchenmusik sich ihrer Selbstständigkeit bewußt wurden, und daß aus dieser ein gewisser, den andern Nationen fremder Ernst in ihre weltliche Musik

als durchgängiger Charakterzug überging. Zugleich mit dem Glauben herrscht bei dem Deutschen vorzugsweise der Gedanke. Daher ordnet sich der Opernschreiber dem Dichter mehr als in Italien unter, und auch bei der Instrumentalmusik liebt der Componist, sein Werk als ein Symbol von einer Reihe gut verketteter Seelenstimmungen zu entwerfen."

„Es wird indeß zweckmäßiger sein, solche Betrachtungen dann anzustellen, wenn die Aufführung einzelner Meisterwerke die gegenseitige Verständigung erleichtert."

„Um das Unternehmen würdig unter der Hut und Huld unsers Fürsten zu beginnen, schlage ich vor, mit den vorzüglichsten Stücken der Iphigenie von Gluck den Anfang zu machen."

Der Antrag fand allgemeinen Beifall, und die sämmtlichen Anwesenden empfahlen sich, mit der belebten Unterhaltung des Abends höchst zufrieden. Beim Weggehen zog der Fürst seine eigne goldne Repetiruhr hervor und gab sie an Günther mit der scherzhaften Weisung, sich derselben zu bedienen, damit er in Zukunft nicht wieder die Zeit verfehle.

Er hatte sich heute zufällig etwas verspätet, und der Fürst war bekannt als ein Mann nach der Uhr.

„Es freut mich sehr, daß Sie kommen," sagte Adelheid am folgenden Tage zu dem eintretenden Günther freundlich, indem sie ihn nach dem Zimmer der Mutter geleitete. „Die Frau von Wimpfen ist auch schon da und nicht minder begierig wie ich, über Verschiedenes, was gestern beim Fürsten in Erwähnung kam, von Ihnen weitere Aufschlüsse zu erhalten."

Er hatte schon am Morgen die Iphigenie von Gluck herübergeschickt und wußte, daß er erwartet wurde. Aber es freute ihn, von seiner Holden, die aus dem Garten kam, schon an der Hausthür empfangen zu werden. Sie erlaubte ihm ihre Hand, und er durfte, ehe er sie vor dem Zimmer frei gab, einen innigen Kuß auf ihren durchglühten Alabaster drücken.

Die sehr merkliche Auszeichnung, der der Fürst ihn gewürdigt hatte, und die gute, bescheidene Art, wie er sich dabei benahm, hatten bei der Mutter sichtlich zu seinem Vortheile gewirkt. Auch der beste und frömmste Mensch richtet sich doch in seinem Benehmen gegen Andere mehr oder weniger nach der Geltung, welche diese in der öffentlichen Meinung behaupten, und vollends an Höfen giebt es selten eine andre öffentliche Meinung, als die nach der Ansicht des Fürsten geformte. Sie empfing ihn mehr als einen ihres Gleichen, zugleich nachlässiger und freundschaftlicher, und wehrte den Jüngeren, die sofort

mit musikalischen Fragen auf ihn losbrechen wollten, indem sie ein allgemeines Gespräch einleitete und es mit Zartheit und Antheil auf ihn selbst, seine Erfahrungen und Erlebnisse hinzulenken wußte. Dabei verstand sie manches Schmeichelhafte über seine frühgewonnene Bildung fein einzuflechten und äußerte zuletzt wie absichtslos, daß eine musterhafte Erziehung durch seltene Aeltern oder besondere Schicksale ihm zum Gewinn derselben müßten behilflich gewesen sein.

„Sie sind uns eigentlich noch die Mittheilung Ihres Jugendlebens schuldig," bemerkte Adelheid. „Wer in der Kunst, mit Menschen umzugehen, nicht ganz ausgelernter Meister ist, der bedarf bei seinen Bekannten nicht bloß zu wissen, was sie sind, sondern auch, wie sie es wurden."

„Eben darum," versetzte Günther, „muß ich eine Erzählung der Art hier für etwas Ueberflüssiges halten." Da jedoch die Neugier der Frauenzimmer einmal rege war und sich nicht zufrieden geben wollte, so sagte er nachgebend: „Sie werden wenig Außerordentliches in meiner ganzen Lebensgeschichte finden. Meine Aeltern waren sehr treu meinende, fleißige und darum von Allen, die sie kannten, geachtete Menschen, denen es nicht an einem guten Maße von Erfahrungsklugheit, aber an jeder Spur von derjenigen Bildung fehlte, welche durch geflissenes Stu-

dium gewonnen wird. Daß sie früher in Italien waren, erzählte ich schon neulich, so wie, daß ihre Abneigung, von diesem Lande mit mir oder in meiner Gegenwart zu reden, mir zuerst eine wahrhafte Sehnsuchtskrankheit nach demselben einflößte und durch eine zufällige Nebenwirkung meinen Fleiß in der Musik befeuerte. Mein Vater hatte mich zur Rechtsgelahrtheit bestimmt; denn er glaubte für sein einziges Kind wohl dem Ehrgeize Raum geben zu dürfen, der ihm für seine eigne Anspruchslosigkeit völlig fremd blieb. Er war an Strenge in der Erziehung gewöhnt, und so lange er lebte, wagte ich nicht, meiner Neigung gemäß, bloß in der Musik mich fortzubilden, wenigstens trieb ich, wenn auch lässiger, die juristischen Studien aus Gehorsam nebenher. Diese Doppelheit währte die Jahre durch, welche ich auf der Akademie zu Leipzig zubrachte, bis am Ende derselben mein Vater verstarb und ich, nach Erfurt zurückkehrend, meine nachgiebigere Mutter zu überzeugen wußte, daß nicht die juristische, sondern die musikalische Praxis mein Beruf und bei dieser eben so viel Wohlstand und Ehre, als bei jener zu gewinnen sei. Wie ich mit dem Fürsten zusammentraf, und wie er meine Verheißungen gegen die Mutter zur Wahrheit machte, das, meine Damen, ist Ihnen bereits bekannt."

Die Zuhörerinnen schienen eine lebhaftere und interessantere Geschichte erwartet zu haben und kamen jetzt

nach wenigen Fragen, ob die Mutter noch lebe und dergleichen, auf die Familienanhänglichkeit überhaupt zu reden.

In dem Zimmer hing das Abbild des verstorbenen Herrn von Hochburg in Lebensgröße, von einer Meisterhand recht mit Liebe gemalt. Günther wurde darauf aufmerksam gemacht und weidete Sinn und Herz an der geistreichen, edlen und einnehmenden Gestalt. Er erkannte es als die schönste Seite der so oft unbillig herabgesetzten Portraitmalerei, daß sie die entfernten und durch den Tod entrissenen Geliebten dem sinnlichen Bedürfnisse des Herzens nähere und so die Wunden dieses letzteren heile. „In ihr,“ sagte er, „dient die Malerkunst der Liebe, und wenn sie damit den Dienst des Schönen zu verbinden weiß, so hat sie die größte Aufgabe gelöst, die ihr möglich ist.“

„Sie drücken sich aus, wie ich fühle,“ sagte die Mutter und sah das Bild mit zärtlicher Rührung an. „Niemand sollte es versäumen, seine Angehörigen von guten Meistern malen zu lassen. Das Schicksal ist falsch und aller Besitz unsicher. Was gäbe ich darum, wenn mir ein Maler mein verlorenes Kind in Farben darstellen könnte, wie mir sein Bild noch so oft vor der Seele steht! Inniger, das gebe ich zu, könnte das Andenken an seine reizenden Züge nicht werden, aber ich würde ruhiger, getroster sein, wenn sein unschuldiger Blick meinen Blicken zu begegnen schiene. Aber das ist unmöglich!“

„Nicht gerade das, liebste Tante," sagte Frau von Wimpfen und erzählte, um den Schmerz der Mutter zu zerstreuen, eine noch nicht gar alte Geschichte, deren Wahrheit ihr verbürgt war. „Einer unserer besten deutschen Portraitmaler, Georger in Kiel, wurde von einem dänischen Officier dringend gebeten, die verstorbene Gattin desselben zu malen. Sie war schon begraben; der Künstler sah die Frau nie, man hatte kein Bild von ihr; mehr als eine genaue Beschreibung der Züge konnte ihm der trauernde Nachgebliebene nicht geben. Georger stellt die Unmöglichkeit vor, die Bitte erfüllen zu können; der Officier fährt fort, in ihn zu dringen, und sendet ihm, seines Sträubens ungeachtet, die Beschreibung der Abgeschiedenen schriftlich zu."

„Der menschenfreundliche Künstler, bewegt durch die Trauer des Mannes um sein geliebtes Weib, liest die Beschreibung mit Antheil und mehr als einmal. Seine Phantasie wird rege. Aber ruhige Ueberlegung giebt ihm den Rath, sich derselben nicht auf Unkosten seines Ruhmes zu überlassen."

„Er legt sich zu Bette und entschläft in diesem Kampfe mit sich selbst. Ein Traumbild erscheint ihm, sie selbst, die Verstorbene, mit all' ihren beschriebenen Zügen. Er erwacht, schlummert wieder ein; eben diese Gestalt schwebt abermals herbei, noch schöner sich bewegend und

lebendiger. — Er springt vom Lager auf, wirft das Traumbild in Umrissen auf's Papier und malt nun sofort das Bild der Verstorbenen selber."

„Sie war zum Sprechen getroffen. Ueberrascht waren ihr Mann und Alle, die sie gekannt hatten."

„Eine liebliche und bei aller Wunderbarkeit doch glaubwürdige Geschichte," sagte die Mutter. „Wie gern wendete ich Alles an, um den holden Knaben so zu schildern, wie ich ihn oft genug in meinen Träumen sehe, könnt' ich nur hoffen, damit einen Maler, wie Georger, zur Ausführung eines ähnlichen Bildes in Stand zu setzen. Aber die Sprache ist zu arm, um diese unbestimmte Eigenthümlichkeit in den Zügen eines schönen Kindes auszudrücken."

„Die Aufgabe würde auch nur einem Meister ersten Ranges gelingen können, dessen Phantasie selbst bei der Portraitmalerei zu schaffen gewohnt ist," sagte Adelheid. „Guido und ich haben uns erschöpft in Versuchen, aber nie etwas zu Stande gebracht, das unserer guten Mutter genügt hätte."

Sie drang jetzt darauf, daß man nach dem Musiksaale gehe, und die Andern folgten. Die Iphigenie lag aufgeschlagen auf dem Flügel; Günther wurde sogleich angegangen, über das Wesentliche der Reformation, welche

Gluck in der Oper veranlaßt habe, seine Meinung auszusprechen.

„Ich werde Damen von so viel Kenntniß, Verstand und Geschmack wenig Neues zu sagen wissen," erwiederte er. Darauf fuhr er fort: „Der Ritter von Gluck war der Sohn eines Jägermeisters bei dem Fürsten von Lobkowitz und im Anfange des vorigen Jahrhunderts zu Windenwangen in der Oberpfalz geboren. Gerade diese unscheinbaren Jugendverhältnisse scheinen das Meiste beigetragen zu haben, daß er den entschiedenen Charakter und die leidenschaftliche Anhänglichkeit an kühl durchdachte Ansichten rein ausbildete, welche den Kerndeutschen von jeher unterschieden haben. Bei der Form, in die sich die Bildung der höheren Stände bei uns gefügt hat, mußten fast alle großen Meister aller Fächer und auch der Musik von dem eigentlichen Volke ausgehen, um die Eigenthümlichkeit eben dieses Volkes zu bewahren. Das bewies sich an Gluck, da er, vier und zwanzig Jahre alt, nach Italien kam und hier seine erste Oper componirte. Sie war gleich so völlig abweichend von der seit Leo's und Vinci's Zeiten herrschenden Weise, besonders in den Arien, daß man wohl erkennen muß, wie nicht erst langes Nachdenken ihn im Mannesalter auf seine Eigenthümlichkeiten führte, sondern wie sie aus seinem geraden, deutschen Sinne als das Naturgemäße hervorgingen. Er ging spä-

ter nach London und Kopenhagen, von da nach Italien zurück und ließ sich endlich in Wien nieder. Der Wechsel des Aufenthalts scheint ihm gerade nicht förderlich gewesen zu sein. Er wurde sich erst seiner selbst wieder klar bewußt, als ihn das treuherzige Vaterland von Neuem aufnahm. Schon war er gegen funfzig Jahr alt, als er den Versuch machte, bei der Composition einer Oper einmal ganz seiner eigenen Ueberzeugung, durchaus aber nicht der eingeführten Manier zu folgen. Dieses war Orfeo ed Euridice, eine reizende Fabel, die aber mehr epischer als tragischer Natur ist und für das Theater keine rechte Katastrophe hat. Bald darauf folgte die Alceste, deren Inhalt von ähnlicher Natur ist, und wenn auch in minderem Grade, an denselben Schwächen leidet. Beide Werke fanden an neidischen Kunstverwandten bittere und hämische Widersacher, und es gehörte Gluck's Festigkeit dazu, um nicht müde zu werden. Da erkannte er in Frankreich gerade den rechten Zeitpunct für seine neue Art. In Paris kämpften die italienische und französische Musik mit einander, und es war zweifelhaft, welche den Sieg davon tragen würde. Gluck wußte Bailli de Roulet, einen französischen Dichter, der sich eben in Wien aufhielt, zu gewinnen. Dieser richtete Racine's berühmte Tragödie für die lyrische Bühne ein; beide Künstler arbeiteten gemeinschaftlich, und Gluck, gewohnt, wachend und in

Träumen immer nur eine Aufgabe bis zur völligen Lösung zu verfolgen, fühlte eine Musik heraus, wie sie sein mußte, um selbst Franzosen für eine völlige Kunstreform bleibend zu begeistern.“

„Man muß Gluck's Musik aufführen hören, wenn man nicht selbst geistesverwandt mit ihm ist, um ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Es kommt hier nicht auf Phrasen und Floskeln an, welche die Menschenstimme zum geschmeidigsten Instrumente machen, sondern darauf, daß sich alle Theile durch ein enges Anschließen an die zur Leitung dienende Poesie in gehörigem Verhältniß und fester Haltung zu einem Ganzen zusammenschließen. Nirgend soll die unzweckmäßige Kunst der Sänger und Virtuosen den Gang dieses Ganzen aufhalten, überall die Aufgabe gelöst werden, das Gefühl auf's treffendste und mit mächtiger Entscheidung auszusprechen. Die Musik ordnet sich damit der Poesie in gewissem Betracht unter, und wo diese matt ist, hat der Tonkünstler eine schwierige Lage, wie selbst Gluck bei einigen seiner neueren Werke, z. B. der Belagerung von Cythere, erfahren mußte. Aber dieses fällt ihm und der Musik nicht zur Last. Wir hatten früher große Musiker als große Dichter, und eigentlich ist unsere Opernpoesie noch immer zu unbedeutend, als daß Gluck's Ansichten ihre Richtigkeit in vollem Glanze bewähren könnten.“

„Daher mag es denn wohl zu erklären sein“, sagte die Frau von Wimpfen, „daß ein so hervorragender Mann außer einigen Kleinigkeiten nichts für sein Vaterland schrieb. Hätte sich doch statt Bailli's de Roullet einer unserer ersten Dramatiker mit ihm vereint, damit er uns eine wahre Nationaloper hätte geben können. Erst dann könnten wir sagen, daß er uns ganz zugehöre.“

„Diese kamen freilich später,“ versetzte Günther, „und zu unserem Troste dürfen wir behaupten, daß Gluck ein echter Deutscher blieb, auch in seiner Kunst. Seine besten einzelnen Arien sind unverkennbar deutsch in Melodie und Harmonie; so etwas Herzliches, Gutes und Gefühlvolles, ein so rechtschaffener Adel, eine so reizende Würde von Keuschheit und Männlichkeit spricht in ihren Accenten, und der ganze Charakter seines Strebens, dieses Besonnene, Wahre und Strenge seiner Ansichten trägt die deutsche Farbe in vollester Entschiedenheit.“

„Ich erinnere mich, von Salieri gehört zu haben,“ erzählte die Mutter, „daß Gluck sich wirklich lange mit der Idee einer Nationaloper getragen habe, und daß es seine liebste Beschäftigung gewesen, auf die treffendsten Melodien und Harmonien zu Klopstock's Hermannsschlacht zu sinnen. In seiner Phantasie waren die meisten Gesänge schon ausgearbeitet, und er sang sie zuweilen am Klavier, obgleich er davon noch keine Note aufgeschrieben

hatte. Aber der Tod übereilte ihn, und das vaterländische Meisterwerk wurde mit ihm begraben."

„Friede sei mit ihm!" sagte Adelheid. „Wenn er auch in seinem Leben nicht dahin kam, für sein Vaterland, wie für Frankreich, Reformator in der Theatermusik zu werden, so ward er es doch durch das Nachwirken seines Genius nach seinem Tode. Denn daß wir jetzt eine eigenthümliche deutsche Oper haben, ist doch sein Werk."

Zu guter Letzt spielte Günther die unvergleichliche Ouvertüre zur Iphigenie durch und machte seine schönen Zuhörerinnen mit dem Plane des ganzen Stücks bekannt, um für die Wahl der passendsten Proben ihr Urtheil zu Rathe zu ziehen. Beide Frauen, denn die Mutter hatte sich entfernt, hörten aufmerksam zu und sagten ihm dann warmen herzlichen Dank für seinen Unterricht; sie hatten den eigenthümlichen Reiz Gluck'scher Musik noch nie so sinnlich vor sich gehabt, wie bei dieser Nachweisung der Ideen des großen Mannes in seiner gelungensten Arbeit.

Es war bereits spät, und die Frau von Wimpfen schickte sich zum Weggehen an. Günther nahm seinen Hut und empfahl sich mit ihr, um sie zu begleiten. Ihr vorzügliches Talent, durch Geist, Anspruchslosigkeit und Wohlwollen jedes gebildeten und guten Menschen Freundin und Vertraute zu werden, zog ihn an. Mit seiner Adelheid allein zu sein, hatte ihm heute für keinen Au-

genblick gelingen wollen; aber das Holdselige in ihren Blicken bei'm Scheiden war ihm ein süßer Ersatz für die Entbehrung, die er erduldet zu haben meinte.

Günther begriff wohl, daß gleich das erste Concert für das Gelingen des neuen Planes entscheidend sein müsse und verwendete deßhalb doppelten Fleiß, um alle dafür bestimmten Sachen, besonders aber die Ouvertüre und andere Stücke der Iphigenie recht einzuüben. Er selbst übernahm die Arie des zweiten Actes: „O toi, l'objet le plus aimable," und aus dem dritten die des Achill: „Calcas d'un trait mortel percé," welche in Paris den Sieg der Gluck'schen Musik entschied. Adelheid sang aus dem dritten Acte: „Il faut de mon destin subir la loi suprême," und die unschuldigen, so tief eindringenden Abschiedsworte an Achill: „N'oubliez pas, qu'Iphigénie, digne d'un moins funeste sort, pour vous seul chérissait la vie."

Die Ausführung übertraf jede vorgefaßte Erwartung. „Heilige Luft," rief Schweizer am Schlusse außer sich, „wie oft haben mich deine Zaubertöne entzückt! inniger als die lieblichsten Farben, die der leuchtende Phöbus mit der sehnsüchtigen Erde zeugt. Dir, Gottheit der Musik, will ich einen Tempel bauen auf der schönsten Höhe des Rhein-

stroms, und die Vögel des Himmels, die Thiere der Erde und die Fische in den klaren Fluthen sollen auf Günther's Kapelle lauschen."

Alle Anwesenden fühlten sich gestimmt, diese enthusiastischen Lobpreisungen nach Kräften zu unterstützen, wenigstens hatte Niemand Lust oder Muth, sich zu dem Barbarismus einer offenbaren Gleichgiltigkeit gegen die Kunst und ihre Priester zu bekennen. Das fürstliche Paar erklärte seine Zufriedenheit auf die schmeichelhafteste Weise. Günther war der Held des Abends, und jeder seiner Leute fühlte sich mit Stolz als Glied eines so geschlossenen und von einem solchen Haupte eleiteten Ganzen.

Unser Freund wiegte sich im Nachgenusse der Augenblicke, wo Adelheid als Iphigenie ihm im Duett zur Seite gestanden hatte. Das Gefühl glücklicher Liebe glänzte in seinen Blicken, thronte auf seiner Stirne, hob leichter seinen Fuß und umgoß sein ganzes Wesen mit einem schwärmerischen Reize, der alle weiblichen und selbst die Männeraugen an seine Gestalt fesselte. Faber erhielt vom Fürsten den Auftrag, eine passende deutsche Uebersetzung des Textes für die Aufführung des Ganzen auf dem Theater der Residenz zu besorgen, und übernahm ihn sehr gern, da er auf Beistand rechnen durfte.

„Wir haben schon gewonnen," behauptete der Fürst gegen unseren Freund; „denn mir ist nicht bange, daß

auch nur Einer von Allen, die den heutigen Genuß mit uns getheilt haben, die Gelegenheit, das ganze Stück zu hören, versäume. Wenn ich nur meine Ungeduld die lange Zeit bis zum Winter beschwichtigen kann! Aber das erkenne ich schon aus den wenigen Proben, daß Sie vollkommen Recht hatten, diese Gluck'sche Musik trotz des fremden Textes für eine durchaus deutsche zu erklären. Ich wüßte diese Behauptung freilich nicht zu rechtfertigen, aber ihre Wahrheit ist mir unbezweifelt."

Nach einigen Zwischenreden sagte Günther: „Gluck's Musik ist nicht bloß ihrem Ursprunge nach aus den Elementen des deutschen Charakters, Kraft und Besonnenheit, Innigkeit und Einfalt, hervorgegangen, wir später Lebenden erkennen in ihr auch die Züge des Ahnen, von dem das ganze Geschlecht der echt deutschen Opern abstammt. Darum ist mir die Ouvertüre nicht wie zur Iphigenie allein geschrieben. Sie ist das erste Auftreten des Germaniers, der mit seinen Waffen rasselt und sich wider die Zwangsherrschaft des Römers voll edlen Zorns zum Kampfe rüstet. Jedermann von Sinn, Gefühl und Verstand hält sie für die Königin aller Ouvertüren.

Adelheid stimmte dem Letzteren bei. „Aber," sagte sie, „vergessen Sie auch nicht, die schöne Beziehung der Ouverture auf das Schauspiel nach Verdienst zu würdigen. Der reizende neue Eingang, der die Gefühle Agamem-

non's ankündigt, alsdann die Einheit des Ausdrucks vom wilden Charakter des tobenden Volkes, und die rührenden zärtlichen und tragischen Accente dazwischen, zeigen, was die Musik, zumal in so enger Beziehung auf die Poesie, für die Seelenmalerei vermöge. Der Satz, wo sich die Instrumente in den Einklang stürzen und darin und in Octaven furchtbar aufsteigen, stellt die sich empörende Menge so vortrefflich dar, daß man mitten darunter zu sein glaubt und unwillkürlich schaudert."

„Diesen bildlichen Charakter der Instrumentalmusik," äußerte Schweizer, „hat wohl Niemand öfter und glücklicher benutzt, als Beethoven. Mir scheint, daß allen seinen großen Symphonien eine bestimmte, durch das Ganze zusammenhangend fortgehende sinnbildliche Bedeutung untergelegt sei, von welcher der große Meister sich leiten ließ. Bei mehreren hat er es durch den gegebenen Titel offen erklärt."

„Allerdings," sagte Günther, „ist dieses Beethoven's ausgezeichnetste Eigenthümlichkeit. Er ist Musiker und Dichter zugleich, der in seinen Compositionen einer lebhaften, episch gestaltenden Phantasie folgt. Da er keinen Schlüssel zu seinen Tongemälden geben konnte und wollte, so sind sie anfangs ohne Ausnahme schwer zu begreifen, und Viele, denen es an gestaltender Phantasie gebricht, vermögen sich nie hineinzufinden. Demjenigen

aber, der die lyrisch-musikalische mit der episch-dichterischen Phantasie verbindet, geben sie darum einen eigenthümlichen Genuß, wie Alles, worin sich Gefühl und Anschauung verbindet."

„Auch Beethoven's Musik ist eine Tochter der Gluck'schen. Sie hat dasjenige vorzugsweise als Erbe aufgenommen, was Mozart weniger beachtete, und deßhalb stehen beide spätern Meister unabhängig neben einander und nur gegen Gluck im Verhältniß der Abstammung."

„Das wollen wir recht bald näher untersuchen," antwortete der Fürst. „Jetzt werden die meisten meiner Gäste nach solideren Genüssen verlangen, und es ist billig, daß man sie nicht länger warten lasse."

In dem Speisesaale war für die anwesenden Fremden und das gesammte Personal des Hofes ein prächtiges Abendessen angerichtet, und eben so für die ganze Kapelle in einem anderen Saale des Schlosses. Günther wurde nebst Schweizern und Fabern zu jenem eingeladen. Er bat aber um Erlaubniß, bei seinen Leuten bleiben zu dürfen, weil er es für gut hielt, bei solchen Anlässen ihnen näher zu kommen. Die beiden Freunde schlossen sich an ihn an.

Sie wurden von den Kunstgenossen mit lautem Jubel empfangen und an den Ehrenplatz der Tafel geführt. Alle fühlten sich dadurch gewonnen, daß der Meister sich nicht

von ihnen hatte trennen, sondern nach der Arbeit auch die Lust mit ihnen theilen wollen. Bei der Auszeichnung, deren ihn der Fürst würdigte, rechnete man ihm dieses sehr hoch zu seinem Vortheile an. Ehe er Platz nahm, füllte unser Freund sein Kelchglas mit feurigem Burgunder, hob es empor und sagte mit kräftiger Stimme: „Hiermit meinen wärmsten Dank den wackern Freunden, die es sich mit mir zur Aufgabe gemacht haben, der himmlischen Musik die Herzen zu erobern. Mögen wir noch manchen Sieg mit einander feiern, gleich dem heutigen und vorigen!“

Es folgte lauter Beifall und zur Erwiederung ein Lebehoch, von der ganzen Schaar ihm dargebracht und mit dem harmonischen Läuten der Pokale begleitet.

Man sprach dann Viel und Mancherlei durch einander über die bereits zur Aufführung gebrachten Stücke und die ferneren Leistungen. Jeder zeigte den besten Willen. Günther fand Anlaß, das Eine und Andere, was er auf dem Herzen hatte, ganz wie gelegentlich und doch nicht fruchtlos hinzuwerfen. Er schien den Vorgesetzten völlig zu vergessen und herrschte bloß durch seinen überlegenen Geist, wie in einer Republik. Nur, wo er etwas Verbindliches sagen konnte, erinnerte er sich seiner Stellung, versprach allen Einzelnen Gelegenheit, ihre Talente nach Verdienst hervortreten zu lassen, und machte durch genau zutreffende Bezeichnung derselben einen Jeden noch glücklicher.

Nach mancherlei ausgebrachten Trinksprüchen kam man wieder mit erhöhtem Enthusiasmus auf den Preis der Musik zurück. Ihr, als der Herzenbezwingenden, der Bändigerin der wilden und Pflegerin der edlen Natur, der allerverständlichen, immer reinen, einzig unsichtbaren, die Gefühle wie keine andere vollständig und mächtig beherrschenden, die Strenge des Gesetzes mit der zauberhaftesten Milde räthselhaft innig vereinenden Kunst, wurde wechselnd von Schweizern, Fabern und den geistreichsten übrigen Gliedern des frohen Kreises ein Hymnus angestimmt, der regelmäßig mit dem Zusammenklingen der vollen Gläser allgemein gebilligt ward.

„Freilich ist es ungewiß," wagte einer der Schwächeren zu bemerken, „ob die Tonkunst wirklich die Gewalt hat, die wir ihr beimessen. Von den alten Zeiten, wo sogar die wilden Thiere darauf gelauscht und ihre Bestialität vergessen haben sollen, will ich schweigen; aber nicht einmal die Menschenmasse unserer für gebildet geltenden Zeit wird dadurch merklich gebessert."

„Mein lieber Damm," erwiederte Günther, „was einzelne Barbaren für Sünden wagen, das gehört vor's himmlische Criminalgericht und soll uns nicht kümmern; wohl uns, daß unsere Ohren feiner und unsere Herzen größer sind! Aber das Lauschen der wilden Thiere haltet Ihr für Fabel und läugnet den alten, guten Glaubenssatz,

daß die Musik die einzige Kunst sei, deren gewaltige Macht bis in die dumpfe Thierwelt hinüberreicht? Ihr Ketzer, habt Ihr denn nicht, von den Elephanten und Kameelen an bis zu den Mäusen hinab, von Thieren gehört, welche die Musik lieber haben, als ihr Futter? Und das will viel sagen, da es nicht einmal bei allen ehrlichen Bürgern zutrifft! Oder kennt Ihr nicht die Geschichte des Fiedlers in Polen, der von den Bären überfallen wurde und in der Angst seinen Bogen als Zauberstab hob, zu geigen begann und unter den Bestien so glücklich eine Polonaise arrangirte, daß sie ihn unversehrt entkommen ließen? Was aber die Musik auch über die rohesten Menschenherzen vermöge, das kann eine Geschichte beweisen, die ich als wahr verbürge und recht gern erzählen will, wenn man sie hören mag."

Alle baten ihn darum. Er schenkte vorab die Gläser voll, brachte Damm's Gesundheit aus und wünschte ihm, zusammenklingend, daß er mit seinem sonoren Basse auch einmal die Bären wegjagen möchte, wenn sie ihm zu nahe auf den Leib kämen. Dann hub er seine Erzählung an.

„Bei der Oper zu Venedig war ein gewisser Stradella angestellt, den seine Landsleute für keinen unglücklichen Componisten hielten, als Sänger aber und Harfenspieler ganz besonders achteten. Dieser gab einem jungen

Frauenzimmer Unterricht, das aus einer der angesehensten und reichsten dortigen Familien und verlobte Braut eines durch seine wüsten Sitten berüchtigten Nobile war."

„Die ausgezeichnete Schönheit Hortensiens ließ das feurige Herz des jungen Künstlers nicht ungerührt. Wie Abälard bei seiner Elisa, gebrauchte er die Töne als Chiffern für den Ausdruck seiner Leidenschaft bei der holden Schülerin, und nicht vergebens. Sie bemerkte seine zunehmende Neigung mit Wohlgefallen, empfand bald Gegenliebe und faßte den größten Widerwillen gegen den ihr von ihren Vormündern bestimmten Gemahl. Es schien ihr kein Glück möglich, als wenn sie ihr Schicksal mit dem des jungen Meisters zusammenknüpfte. Beide verständigten sich, verabredeten eine heimliche Flucht, gingen in einer schönen Nacht an Bord eines nach Civita Vecchia bestimmten Schiffes und langten glücklich auf römischem Gebiete an."

„Der getäuschte Nobile athmete nichts als Wuth, da ihm die Flucht seiner reichen Braut hinterbracht wurde, und bald hatte er ihr Einverständniß mit dem Künstler aus dessen gleichzeitigem Verschwinden richtig errathen. Er ließ sofort zwei Banditen kommen, deren er sich schon öfter bedient hatte, versprach ihnen fürstlichen Lohn und trug ihnen auf, den beiden Flüchtlingen nachzuspähen und sie beide durch ihren Dolchstoß aus der Welt zu schaffen."

„Von dem Heißhunger nach dem ausgesetzten Preise getrieben, übernahmen die beiden Unmenschen den blutigen Antrag mit der frohsten Bereitwilligkeit. Sie erfuhren leicht von den zurückkehrenden Schiffern, wohin die Liebenden entflohen waren, und eilten sofort nach Rom, um ihnen dort zu begegnen.“

„Kaum angekommen, vernahmen sie, daß auch Stradella bereits da sei und am Abende des nächsten Tages in der Kirche von S. Giovanni Laterano ein Oratorium aufführen werde. Der unglückliche Stern des Meisters schien seine Mörder selbst geleitet zu haben, um ihren blutigen Auftrag zu vollziehen.“

„Der bestimmte Abend kam; Stradella mit seiner Hortensia erschien; aber auch die beiden Meuchelmörder harrten schon unter der Schaar der Zuhörer.“

„Das Oratorium nahm seinen Anfang. Die Banditen fühlten sich von den Tönen angezogen und verhielten sich ruhig. Bald wurden neue, wunderbare, nie gekannte Empfindungen in ihnen rege; ihr seit langen Jahren todt geglaubtes Gewissen erwachte, ihr wilder Sinn wurde von dem Zauber der Musik umstrickt und gefesselt; sie begriffen sich selbst nicht mehr. Mit Abscheu gedachten sie der verruchten Vorsätze, mit denen sie in das Heiligthum eingetreten waren, vergossen Thränen der Buße und wurden beim Schlusse der Andacht einig, statt die Missethat aus-

zuführen, den bösen Willen dazu auf alle mögliche Weise wieder gut zu machen."

„Als Stradella mit seiner Geliebten nach Hause zurückkehrte, folgten sie ihm und redeten ihn auf die ehrerbietigste Weise an. Sie gestanden, in welcher Absicht sie ausgesandt und mit welchen blutgierigen Gedanken sie in die Kirche eingetreten wären. Dann dankten sie ihm für die wohlthätigen Wirkungen seiner Kunst, wodurch er sie aus der Classe reißender Thiere wieder zur Menschheit gebracht habe, gelobten die volleste Besserung und baten ihn zuletzt dringend, mit seiner Geliebten sogleich am folgenden Morgen Rom zu verlassen, damit nicht Andere den blutigen Auftrag übernähmen, welchen sie jetzt verabscheuten."

„Stradella folgte ihrem Rathe und ging nach Turin, wo die Gesetze strenger gehandhabt wurden und er bald zu Ehre und Reichthum gelangte. Die beiden Banditen aber kehrten nach Venedig zurück, sagten sich von dem übernommenen Geschäfte los und zogen eine ehrliche Armuth dem durch Mord erkauften Reichthume vor."

Diese Geschichte erregte allgemeine Theilnahme, besonders, da Günther ihre Richtigkeit wiederholt versicherte. „Die Kunst ist die achtbarste Missionarin," sagte Schweizer; „es leben alle Bekehrungen, die sie zu Stande bringt!"

Man trank auf diesen Spruch und auf Stradel-

la's und seiner Hortensia Wohl. Der Bassist, welcher seine frühere Bemerkung wieder gut machen wollte, brachte darauf Günther's und Adelheid's Gesundheit aus. Unser Freund erschrak, besonders wegen Faber's Anwesenheit; aber der Burgunder hatte Aller Lebensgeister schon stark in Wallung gebracht, und der Toast wurde mit Jauchzen erwiedert.

Adelheid mit allen ihren Reizen schwebte einen Augenblick vor des entzückten Meisters Seelenauge; er konnte nicht umhin, sich in Stradella's Lage und sie als seine Gefährtin auf der Flucht zu denken. Aber in der Begeisterung des Weins fast noch mehr als bei nüchtener Ueberlegung auf seiner Hut, raffte er sich zusammen und sprach über das herrliche Talent des Fräuleins von Hochburg in so gewählten Worten, als ob er aus den Niederungen tiefster Unterthänigkeit zu ihrer Standeshöhe hinaufblicke.

Zum Glück challte das Gerassel der vorfahrenden Wagen von dem Schloßhofe herauf und deutete an, daß sich die Gesellschaft in dem Speisesaale trenne. Faber stand auf, um zu der Frau von Hochburg zu eilen, und unser Freund empfahl Allen, sich mit einem letzten Glase gute Nacht zu wünschen, um den Verdacht der Unmäßigkeit zu vermeiden. Es geschah ohne Widerrede, obwohl

unter stillem Bedauern der Meisten, daß das köstliche Gelag so frühe schon, kaum nach Mitternacht, ende.

Schweizer spendete bei dem nächsten Zusammentreffen seinem jungen Freunde großes Lob über die leichte Art, mit der er die ihm Untergebenen zu seinen Zwecken leite. „Wie zum Herrschen über freie Männer geboren,“ meinte er. Besonders aber hatte er sich über dessen kluge Zurückhaltung gefreut, da seiner Geliebten erwähnt war. Er meinte, die Menschen allzumal, gutmüthige wie arglistige, hätten eine angeborene Eifersucht gegen das Glück der Liebe, und es sei vor ihnen nicht anders sicher, als wenn es vor ihnen verborgen oder von ihnen öffentlich genehmigt werde.

Günther gestand, daß ihn der Einfall des alten Damm nicht wenig verlegen gemacht habe. Er selbst habe über der Erzählung an nichts so wenig gedacht, als daß es Jemand einfallen könne, sie auf ihn selbst anzuwenden, und sei darum arg erschrocken, da ma ihm die Beziehung so nahe gelegt habe.

„Mich brachte die Geschichte ebenfalls in Bewegung,“ versetzte sein Freund, „aber nicht sowohl Deinetwegen, ob ich gleich ihre Verwandtschaft mit Deinen Verhältnissen leicht inne ward, als wegen einer gewissen Aehnlichkeit mit

meinem eigenen Schicksale, nur daß dieses nicht ganz so gut sich entwickelte. Schon früher habe ich Dir die Erzählung desselben versprochen, und da wir jetzt darauf zurückkommen, so wollen wir's auf's kürzeste abmachen. Daß Du Alles in Deine Brust verschließest und Dich zu keiner, auch nicht der geringsten Aenderung Deines Benehmens gegen mich dadurch bestimmen lässest, setze ich ohne Weiteres voraus."

Günther versicherte ihm Beides mit einem Händedruck, und Schweizer fuhr fort:

„Es mögen etwa dreißig Jahre hin sein, da ich zuerst nach Italien kam. Ich hielt mich einige Zeit in Florenz und Rom auf und ging dann nach Neapel. Man rechnete mich damals zu den Berühmteren in meiner Kunst, und der Duca von C., an den ich eine Empfehlung abzugeben hatte, trug mir auf, ihm einen Palast auf seinen Gütern zu bauen, die etwa eine Tagereise von der Hauptstadt südwärts in der Gegend von Nocera lagen. Er war mit dem Hofe seit längerer Zeit gespannt, hatte vor Kurzem seine Gattin verloren und wollte nun mit seinem einzigen Kinde, einer Tochter von etwa sechzehn Jahren, sich in die Einsamkeit zurückziehen."

„Er war reich, und ich hatte mir die Freiheit bedungen, das Gebäude auf den sehr ausgedehnten Gütern da aufzurichten wo ich es am zweckmäßigsten finden würde.

Ich bereiste zuerst die ganze Gegend und bestimmte dann den Bauplatz einige italienische Meilen von dem alten, sehr vernachlässigten Schlosse, an dem Abhange eines im Halbkreise sich gegen die Küste ziehenden Gebirges, so daß die Aussicht auf den Vesuv und nach dem Meere um Capri hin frei war und der fruchtbarste Theil seines Eigenthums dem Besitzer vorlag."

„Die Arbeit wurde rasch gefördert; aber der Duca, ungeduldig bei aller Betriebsamkeit der Leute, wußte kaum den linken Flügel des Schlosses fertig, als er ihn schon bezog, um täglich selbst nachsehen und zur Eile spornen zu können. Ich hatte ihn davor gewarnt, aber vergeblich, und wie vorauszusehen war, fiel er nach wenig Tagen in eine bedenkliche Krankheit."

„Er genas sehr langsam. In dieser Zeit sandte er täglich einige Male seine Tochter zu mir, bald mit bestimmten Aufträgen, bald um ihm über den Fortgang des Werkes im Einzelnen zu berichten."

„So lernte ich diese kennen. Zu Anfang erschien sie mir wie die einzige Tochter des angesehenen Duca und die reiche Erbin aller seiner Güter, und ich setzte ihr das bescheidene Selbstgefühl des unabhängigen Mannes und Künstlers entgegen, ohne zu verrathen, wie sehr mich ihre unvergleichliche Schönheit anzog. Allmälig wurde ihr Stolz edler, indem er weiblicher wurde. Meine Sicherheit

und Festigkeit schien ihr zu gefallen, und sie trat mir gegenüber wie eine Schönheit, die es gewohnt ist, durch Zartheit zu siegen. Sie entzückte mich; aber ich gewann es über mich selbst, ihr auch jetzt bloß mit der zartesten Höflichkeit zu begegnen, bei der das Herz nur zu sprechen scheint, auch wo es wirklich spricht. Das mußte ihr neu sein. Unmerkbar trat in ihrer Umgangsweise das Gefühl des Herzens immer deutlicher hervor, und die wahre Weiblichkeit hauchte über ihre Blicke und Worte den zauberischen Schleier, der gerade dasjenige auf's reizendste bemerklich macht, was er verdecken will. Nun war sie mir unwiderstehlich, und ich gestand ihr ihren vollkommenen Sieg über mein Herz, eben da sie sich schon früher für besiegt hielt und nicht mehr fähig war, mein Geständniß zu mißbrauchen."

„Verstehst Du, aus der Wirkung die Ursache zu berechnen, so wirst Du meine Gedanken über die Liebe, die Dir so schwärmerisch erschienen, jetzt begreifen. Damals lernte ich diese Philosophie. Ich mußte meinen Kopf durch solche Anstrengungen munter halten, damit die Wonne des Herzens ihn nicht betäubte."

„Als der Duca wieder hergestellt war und die Besuche beim Baue selbst erneuerte, waren Camilla und ich schon so vollkommen einverstanden, daß es uns leicht wurde, einander täglich ohne Zeugen zu sprechen. Ich begriff wohl, daß es mir als einem Bürgerlichen nie gelin-

gen könne, die Tochter eines Duca von ihm und der Familie gutwillig zum Weibe zu erhalten. Rauben wollte ich das einzige Kind dem Vater auch nicht. Die Liebe bewog mich zu einem Schritte, den mein Künstlerstolz ohne sie nie gethan haben würde. Man war damals am Kaiserhofe zu Wien mit der Ertheilung eines Adelsdiploms wenig ängstlich; ich hatte mich dem Großherzoge von Toscana bereits durch mehrere Bauten empfohlen, und durch dessen Verwendung, um die ich ihn anging, erhielt ich wirklich die Erhebung in den Stand der Barone."

„Sobald mir die Pergamentrolle zugefertigt war, gab ich mich als Baron von Schweizer zu erkennen und wußte den Glauben zu erhalten, als ob ich bloß der Kunst wegen meinen Rang bis dahin verläugnet habe. Die Achtung, mit der mir selbst vom Könige begegnet war, unterstützte mich dabei, und der alte Duca, der sich bisher schon sehr gern mit mir unterhielt, wenn wir ganz allein waren, fing nun an, mich als Freund zu behandeln, und bestand sogar darauf, daß ich bei ihm in seinem Palaste wohnen sollte. Ich that dieses gern und gewann immer mehr seine Liebe."

„Er selbst schien meine Verbindung mit seiner Tochter gar nicht ungern zu sehen und überließ mir einen bedeutenden Theil seiner Besitzungen höchst billig, damit ich mich in dem Königreiche ansässig machen könne. Aus dem An-

theil, welchen er daran nahm, daß ich mich ganz in seiner Nähe niederließe, durfte ich das Erfreulichste folgern."

„Zum Unglück nöthigte mich dieser Ankauf und der Bau eines bequemen Landhauses auf meinen neuen Gütern zu einer häufigern Abwesenheit. Das Schloß des Duca war noch nicht ganz vollendet; gewohnte Ungeduld und die vorgefaßte Meinung, daß einem Baron die Kunst nur als Liebhaberei gezieme, wobei wichtige Baufehler zu besorgen ständen, verleiteten ihn, einen zweiten Architekten aus der Residenz zu berufen, der mich kannte. Ich erschrak von Herzen, als ich den unerwünschten Collegen vorfand, und benachrichtigte sogleich meine Camilla von der Gefahr, die uns drohte, wenn der Mensch meine Verhältnisse verriethe. Sie begriff dieses wohl und machte unterschiedliche Versuche, den unbequemen Gast wieder zu entfernen. Aber alle scheiterten an dem Eigensinne ihres Vaters. Der neue Baumeister bekam Witterung von ihren Bemühungen, aber leider so unbestimmte, daß er sie meinem Neide zur Last legte und sich nun gerade durch dasjenige zu rächen suchte, was wir befürchtet hatten. Bald erfuhr ich durch meine Geliebte, daß der Armselige meinen ursprünglich bürgerlichen Stand, trotz meiner Bitten, ihrem Vater verrathen und dieser ihr darauf verboten habe, mit mir so freundschaftlich, wie bis dahin, umzugehen. Auf ihre dringenden Vorstellungen mußte ich das Schloß sogleich verlassen.

Ich bezog meine Villa, um in der Nähe zu bleiben, und sann unermüdlich auf neue Auswege, um meinem höchsten Glücke wieder näher zu kommen."

„Inzwischen wußten wir's einzurichten, daß wir uns zu Zeiten allein sprachen. Dann trafen wir Verabredungen und erneuerten die Schwüre ewiger Liebe und Treue."

„Nach einigen Monaten erkrankte der Duca von Neuem, und ich erfuhr durch ein deutsches Mädchen, welches ich in Camillens Dienste gebracht, daß diese wegen der dringenden Gefahr das Lager ihres Vaters nicht verlassen könne. Sie benutzte die fromme Stimmung, in die der Greis gerieth, um ihn mit mir auszusöhnen. Der neidische Architekt war bereits nach vollendetem Bau entfernt und wegen einiger bedeutenden Versehen nicht auf's freundlichste entlassen. Ich selbst hatte das Eine und Andere vorsichtig eingeleitet, was den Glauben an seine Aussagen wankend machen konnte. Die Nähe des Todes that das Uebrige, um den Stolz des Duca zu brechen, und er selbst äußerte zuletzt den Wunsch, mich wieder zu sehen. Sobald ich dieses erfuhr, eilte ich zu ihm. Er war sehr schwach und hatte sich bereits aller Lebenshoffnung begeben. Mit leiser Stimme bat er mich, ihm keinen Groll nachzutragen und mich seiner verlassenen Tochter als Freund anzunehmen. Wir benutzten diese Gelegenheit, ihm unsere Liebe zu erklären und um seinen Segen zu bitten. Er

zuckte etwas zusammen; aber da wir vor seinem Lager neben einander niederknieten, legte er die Hand auf unser Haupt und sagte matt, aber vernehmlich: „Gott sei über Euch!“ Das Unerwartete mochte ihn angestrengt haben. Er sank in einen tiefen Schlummer; eine Viertelstunde lang athmete er zuweilen noch mühsam auf, darauf war er still; ich fühlte seine Hand, sie war kalt geworden. Er war entschlafen.“

„Die Hindernisse, welche unsere Liebe in den letzten Monaten gefunden, hatten mich Umsicht gelehrt. Bei dem eben geschilderten Auftritte war der Kammerdiener des Duca und ein noch junger, aber verständiger Geistlicher zugegen gewesen. Ich ließ durch diesen sogleich ein Document anfertigen, worin er nebst dem mitunterschriebenen Zeugen beurkundete, daß unsere Verbindung der letzte Wille des Heimgegangenen gewesen sei. Der brave Mann, ein geborner Deutscher, der aber in Angelegenheiten seines Ordens schon seit Jahren in Italien war, hätte uns gern sogleich getraut und verbarg uns nicht, daß er von dem Aufschube nichts Gutes erwarte; aber die Sitte verlangte diesen gebieterisch, und zu Winkelzügen, wie die Geheimhaltung des Todesfalles für die nächsten Tage gewesen wäre, wollten wir uns nicht erniedrigen.“

„Ich nahm die sämmtlichen Diener des Duca sofort für ihre neue Gebieterin in Eid und Pflicht, ließ von dem

Documente mehrere Abschriften nehmen und sendete diese, zugleich mit der Todesanzeige, an die sämmtlichen Verwandten. Darauf bat ich den Geistlichen, als Beirath meiner Geliebten auf dem Schlosse zu bleiben, und begab mich auf mein Gut zurück, um die Antwort der Verwandten und die nachgesuchte Dispensation des Erzbischofes zu erwarten."

„Es verging eine Woche nach der andern, und ich bekam keine Nachricht. Schon fing ich an Verdacht zu schöpfen, als in einer dunkeln Nacht Camilla zu mir kam, bloß von ihrem deutschen Mädchen begleitet, und mich dringend aufforderte, sogleich mit ihr zu entfliehen. Sie selbst hatte sich so heimlich und eilig fortstehlen müssen, daß sie nichts bei sich hatte, als ihr Schmuckkästchen mit Juwelen. Ich umarmte sie voll frohem Erstaunen über ihre Entschlossenheit, verlor aber keine Zeit mit Bedenken und Fragen, sondern verbrannte bloß alle meine Papiere; dann steckte ich an Gold und Wechseln bei, was sich vorfand, schlug den Weg zum Meeresufer ein, wo eine Gondel lag, die mir zugehörte, und in Zeit von einer halben Stunde schwammen wir auf dem Wasser, und ich führte das Ruder."

„Jetzt erfuhr ich erst die Veranlassung unserer Flucht; sie war, wie ich sie mir ungefähr gedacht hatte. Die Verwandten meiner Geliebten, von Stolz und Habsucht aufgereizt, hatten die nachgesuchte Dispensation zu hintertrei-

ben gewußt, mich selbst als einen Betrüger bei dem Hofe angeschwärzt und einen Befehl ausgewirkt, daß einer von ihnen als Vormund Camillens die Güter so lange verwalten solle, bis sie sich durch die Wahl eines standesgleichen Gatten als selbst dazu tüchtig gerechtfertigt habe. Wahrscheinlich hatte der verabschiedete Architekt auch dieses Mal die Rolle des Verräthers gespielt. Alles wurde mit solcher Eile in's Werk gerichtet, daß sie nicht einmal Verdacht schöpfte, bis der aufgedrungene Vormund auf ihr Schloß kam, seine Vollmacht vorlegte und sofort sein Amt damit begann, daß er den größesten Theil ihres Hausstandes verabschiedete. Er selbst brachte dagegen ein Dutzend Kerle mit, die er für seine Bedienten ausgab, und die, wie sich bald zeigte, dazu bestimmt waren, abwechselnd Tag und Nacht die Umgebungen des Schlosses bewaffnet zu durchstreifen und auszuforschen. Es war offenbar auf mich angelegt, und auf Camillens Vorwürfe gestand es der Vormund mit frecher Stirn ihr selber ein."

„Sie traute mir zu, daß ich sie auch ohne ihren Reichthum ewig theuer halten würde, und die Liebe lehrte sie, diese Reichthümer als die Hauptveranlassung aller Widerwärtigkeiten mit entschlossenem Muthe zu verlassen. Ja sie wagte einen Schritt, den nur die wirklich vorhandene dringende Gefahr entschuldigen konnte. Um die Lazzaroni aus den Umgebungen des Schlosses zu entfernen, legte sie

in dem Flügel, den der Vormund bewohnte, Feuer an. Sobald sie aus dem Lärme vermuthete, daß es um sich gegriffen und die schleichenden Laurer auf den gefährdeten Punct hingezogen habe, entfernte sie sich in den Kleidern einer ihrer Mägde und entkam mit ihrer getreuen Deutschen glücklich auf meine Villa."

„Wir sahen uns schon bei anbrechendem Morgen vor dem Hafen zu Neapel. Hier verkaufte ich bloß mein Schiff und handelte dagegen die Uniform eines östreichischen Accisbeamten ein, die, Gott weiß wie, in die Bude eines dort ausstehenden Trödlers gekommen war. Auch Camilla und ihr Mädchen wechselten ihre Kleider mit andern nach dem mir wohl bekannten tyroler Zuschnitte; denn bei der Schönheit meiner Geliebten konnte gerade die Vermummung in eine Dienstmagd am leichtesten Verdacht erregen."

„Dann fuhren wir mit einer östreichischen Brigantine nach Triest ab und kamen glücklich in die kaiserlichen Staaten. Hier ging ich sogleich zu dem Bischofe, dem ich das Nähere im Geheim eröffnete, und da die Zeit der strengen Trauer bereits vorüber war, so machte er keine Schwierigkeit, uns durch das Sacrament kirchlich und unlösbar zu verbinden. Wir ließen auch hierüber eine Schrift aufsetzen, und ich sandte beglaubigte Abschriften davon an

den Hof von Neapel und die nächsten Verwandten meiner Gattin."

„Es schien indeß jedenfalls rathsam, uns noch weiter von Italien zu entfernen. Meine herrliche Camilla war es zufrieden, daß ich den erlangten Adel wieder verläugnete. Wir zogen nach Wien, und um den reichen Schmuck an Perlen und edlen Steinen zu veräußern, spielte ich hier einige Zeit die Rolle eines Juweliers. Es gelang uns, eine sehr bedeutende Summe zu lösen, die uns für die Zukunft völlig sicher stellte, und doch hatte ich so wohlfeil verkauft, daß man anfing, an meinem vorgeblichen Stande zu zweifeln. Die wachsame Polizei faßte mich in's Auge; ich wurde um meinen wahren Stand befragt und, da ich mich in Widersprüche verwickelte, eingezogen. In der Noth entdeckte ich mich dem verstorbenen Herrn von Hochburg, Deiner Adelheid Vater, welcher damals gerade einen Gesandtschaftsposten in Wien bekleidete und dem ich verschiedene Kleinodien verkauft hatte. Er wußte seinen Fürsten, der General in kaiserlichen Diensten war, für mich zu gewinnen, daß er mir das Bürgerrecht in seinen Staaten ertheilte, und so wurde ich auf die Verwendung seines Ministers frei gegeben. Die braven Männer erboten sich, ihren ganzen Einfluß zu verwenden, um mir zur Erlangung meines rechtmäßigen Eigenthums zu verhelfen. Ich lehnte es aber ab, und weil ich in Wien zu viel Auf-

sehen erregt hatte, um länger unbemerkt bleiben zu können, so begab ich mich tiefer nach Deutschland hinein."

Günther hatte bis hieher die Erzählung seines Freundes ohne alle Unterbrechung angehört; so sehr hatte sie seine Aufmerksamkeit gefesselt. Jetzt aber konnte er seine Verwunderung nicht unterdrücken, daß dieser die Erbietungen zwei so einflußreicher Männer von der Hand gewiesen habe, da doch die vorsichtig aufgenommenen Documente seine Ansprüche ohne Zweifel hätten begründen müssen.

„Es war Mancherlei, was mich zu diesem Schritte bestimmte," versetzte Schweizer, „besonders aber die Furcht vor den vielen Umständlichkeiten, die mit der Wiederforderung der Güter unvermeidlich verbunden waren. Und wollte Gott, daß ich dieser klugen Mäßigung immer treu geblieben wäre! Dann hätte ich die herbesten Erfahrungen meines Lebens nicht gemacht."

Eine wehmüthige Erinnerung zuckte um die Mundwinkel des einsam gewordenen Alten, und so gern Günther die fortgesetzte Erzählung gleich jetzt gehört hätte, so wagte er doch nichts zu sagen, als jener abbrach und sie auf eine andere Zeit aussetzte.

„Ohne Deine Erzählung von dem Venetianer Stradella," sagte Schweizer, „wäre ich nicht auf den Gedanken gekommen, Dir eine Geschichte mitzutheilen, die ich seit Jahren geheim zu halten mich gewöhnt habe, und

die außer dem Fürsten und der Frau von Hochburg hier Niemand kennt. Beide schweigen darüber nach meinem Wunsche, und das wirst auch Du thun. Merke Dir übrigens daraus Alles, was Dir Lust und Muth geben kann, und das Andere vergiß. Du scheinst mir in einer ähnlichen Lage zu sein, wie vormals ich, und vielleicht zieht mich eben das besonders an. Möglich, daß Du eben so wenig glücklich wirst, obwohl Deine Adelheid noch keine Tochter eines neapolitanischen Duca ist, auch ihre Verwandten keine Neapolitaner. Aber das wahre Glück ist im Herzen gegründet, und der bloße Traum seiner Nacherinnerung ist mehr werth, als der ganze Popanz, den der Haufen als Abgott seiner Wünsche anbetet."

Die Erzählung des alten Freundes hatte auf unsern Günther einen tiefen Eindruck gemacht. Es schien ihm weniger kühn, wie sonst, seine Gedanken zu Adelheid zu erheben, und die Besorgnisse, denen er bis dahin Raum gegeben, verschwanden vor dem ungleich Kühneren, was Schweizer gewagt hatte. Sie war ja, wie dieser zuletzt sagte, noch keine italienische Herzogstochter; er aber traute sich zu, an Kunsteifer mit Schweizern und den Besten sich in die Schranken zu stellen. Und er fühlte es längst auf's innigste, daß sein ganzes Wesen und Gedeihen

an sie gekettet, von ihrer Liebe abhängig war. Nur der lebhafte Wellenschlag der Gegenwart und das stille Brüten der seligsten Hoffnungen hielten ihn im Gleichgewichte der Besonnenheit. Wenn jener oder diese einst schwanden, so war er in sich zerstört und nicht wieder herzustellen.

Seine Vorsätze wurden mit jedem Tage deutlicher und fester. „Kein Hinderniß soll Dich mehr schrecken! Sie ist die Einzige für Dich in der ganzen Natur!" Das bebte durch sein ganzes Herz, klang aus allen seinen Phantasien am Klaviere. Ueberhaupt kam in seine Compositionen jetzt auf einmal eine noch höhere Weihe; mit der Liebe wurde ihm das Wesen seiner Kunst klarer.

Sein Muth lebte noch in ihm, wie er wieder zu Adelheid ging, wenigstens suchte er ihn aufrecht zu halten; und doch fing sein Herz an schüchtern zu klopfen, als er in's Haus trat.

Er traf sie allein, zum ersten Male auf ihren Zimmern, die am Musiksaale offen standen. Es war ihm, als träte er in ein Heiligthum. Sie empfing ihn traulich, hieß ihn willkommen, faßte ihn selbst bei der Hand, führte ihn herum und zeigte ihm ihre ganze Einrichtung. Die Aussicht war gerade gegen Osten, wo im hohen Sommer die Sonne aufgeht, über Garten und Feld; ihr Schlafgemach ausgeziert mit zwei herrlichen Landschaften von Claude Lorrain und Salvator Rosa, zwei reizenden Gegen-

den am Pausilipp: die erste mit der Morgenbeleuchtung, wo der Wellenschlag grünlich strahlte und glänzte, unmittelbar nach der Natur mit Farben aufgetragen, und mit einem Schlagschatten über das Wasser, welcher den Duft am Himmel, die weichenden Wolken und das Dunkelblau der Höhe erhob. Der Salvator Rosa stellte die sogenannte Schule Virgil's dar, Felsen, Ruinen und Gesträuch wie Wirklichkeit.

Dann erblickte er ihre kleine Bibliothek in der Ecke wie versteckt, und fand die besten englischen Dichter und Geschichtschreiber in schönen Ausgaben; von den Italienern den Apostolo Zeno, Metastasio und einige Bände Sammlungen anderer Opern, den Petrarca, Tasso und Komödien von Goldoni; den Corneille, Racine, Molière; die Fabeln des La Fontaine, Verschiedenes von Fenelon und Rousseau; die besten Uebersetzungen des Sophokles und Euripides, die Leben des Plutarch im Französischen; dann die besten Werke der vorzüglichsten Deutschen; dazwischen Kochbücher, Modejournale, Reisebeschreibungen, Kalender und Karten.

Dabei nahm Günther eine Sammlung Zeichnungen in die Hand; es waren ihre eigenen, lauter treu aufgenommene schöne Gegenden, durch die sie auf ihren Reisen gekommen war und wo sie sich aufgehalten hatte. Er er-

kannte darunter nur zwei der schönsten vom Rheinstrom: eine bei Bingen und die andere bei Kaub. Die letztere vorzüglich war mit Kennerblick im besten Standpuncte aufgefaßt und voll Liebe ausgeführt. Der Strom drängte die breite Fülle seiner Wasser im Schlangenpfad allgewaltig durch das Gebirge hin, das, vom Frühling geschmückt, sich in süßem warmen Abendduft wie eine Braut des Himmels in ihrer Reinheit spiegelte, und verlor sich freudig in ferner Waldung.

Sie sagte bescheiden: „Es sind nur Erinnerungen für mich; ich habe diese Kunst nie mit dem erforderlichen Fleiße getrieben. Die Zeichnungen meines Bruders, besonders was militairische Architektur betrifft, werden Ihnen ohne Vergleich besser gefallen.“

Günther wagte noch nicht mehr zu sagen, als: „Ich muß Sie immer höher schätzen und bewundern!“ aber seine Blicke konnten nicht verbergen, was er fühlte. Sie gingen einige Minuten auf und ab. Er schlug seinen Arm endlich um den ihrigen, drückte ihre Hand an sein Herz; und da sie es gütig und hold geschehen ließ, so war es ihm nicht möglich, sich länger zu bändigen. In einem Schwunge war Brust an Brust und Mund an Mund.

Sie zürnte heftig, drängte ihn mit beiden Händen weg und zog sich zurück, so sehr sie konnte. — „O Himmel! Engel, Angebetete, einziges Kleinod auf Erden, Un=

vergleichliche, Unaussprechliche!“ So rief er und fiel ganz außer sich und wie von Sinnen vor ihr nieder.

„Günther, kommen Sie zu sich!“ Mit diesen Worton faßte sie ihn an den Schultern, ihn von sich zu stoßen, indeß er, mit dem Gesicht in ihrem Schoos, ihre Beine fest umschlungen hielt. „Es kommt Jemand, Unsinniger! mein Bruder!‘ Diese Worte rissen ihn plötzlich n die Höhe; er fuhr mit dem Kopfe zum Fenster hinaus, um die Gluth in seinem Gesicht zu verbergen. Sie zog ihn schnell zurück, damit ihn Niemand sehe; denn die Ankunft ihres Bruders war nur Erfindung.

„Noch einmal so etwas, Günther, und wir sind auf immer geschieden!“ sagte sie ihm auf das allerstrengste. Aus ihren Blicken aber sprach eine gewisse, nicht ganz so strenge Gluth, welche sie nicht völlig zu unterdrücken vermochte.

„Fort! fort!“ sagte sie, nahm ihn beim Arme, nachdem sie einige Mal, jedes für sich, die Kreuz und die Quer auf- und abgegangen waren, und führte ihn an das Klavier, wo die Zauberflöte von Mozart aufgeschlagen lag.

Ihre Blicke auf einander am Klaviere? O, wenn es dafür eine Malerei gäbe!

„Nun, angefangen!“ sagte sie voll Zorn. Er stammelte den Titel. Sie ließ ihn auf keine Weise von dem

auf dem Pulte liegenden Werke wegsehen, indeß die Mutter wie ein furchtbarer Dämon in den Saal trat.

Beide erschraken, und ihre Wangen glühten von einem tieferen Roth. Die Mutter hatte auf dem Gange zu ihrem Zimmer Günthern an Adelheid's Fenster bemerkt und war unruhig geworden über ihre Sorglosigkeit.

Sie schwieg und ging mit einem sehr auffallend mißtrauischen Blicke langsam nach dem Sopha. Günther stand auf und verneigte sich etwas ungeschickt; nahm aber doch sein ganzes Bewußtsein zusammen und fuhr nun mit Gegenwart des Geistes fort, als ob ihre Ankunft ihn unterbrochen hätte.

„Mit Mozart entschied sich der romantische Charakter der Oper für Deutschland. Die früheren Meister, zumal die Italiener, hatten sich vorzugsweise an Stoffe aus der Zeit der Griechen und Römer gehalten, und wenn auch die verschiedenen Armiden eine Ausnahme von dieser Regel machen, so war dabei doch die fremde Dichtung des Tasso zum Grunde gelegt. Reine Erfindung fing erst mit Mozart an zu herrschen."

Adelheid hörte wenig von dem, was er vorbrachte, und sagte sittsam und zärtlich zu ihrer Mutter: „Wir haben eben angefangen, die Zauberflöte durchzugehen, um daraus die schönsten Stücke für das nächste Concert zu wählen."

Die Mutter schwieg noch immer, nahm indeß einen Stuhl und setzte sich näher. Günther faßte Muth, dankte dem Himmel, daß sie nicht früher erschienen war, und spielte die Ouvertüre durch. Von den Tönen gerufen, kam Guido mit seinem Hofmeister herbei und es wurde den jungen Herzen leichter.

Nachdem sie das Vortrefflichste durchgesungen und sich über die Musik eben so sehr gefreut, als an den Albernheiten des Textes bald ergötzt, bald geärgert hatten, sagte Faber: „Es giebt doch keinen grelleren Gegensatz, als zwischen dem Werke eines Sophokles und Euripides und einer solchen Schikaneder'schen Oper. Mich dünkt, man thäte wohl, die Tragödien der Alten als Stoffe zu benutzen, und auch die Anlage derselben eigne sich dazu vortrefflich."

„Ihre Bemerkung ist allerdings gegründet," bemerkte Günther, „und ich sagte vorhin schon, daß man vor Mozart gewöhnlich die Stoffe aus dem heidnischen Alterthume entlehnt habe. Die alten Tragödien sind durch Kürze, durch die Behandlung der Charaktere und den Geist der Handlung so ganz für die Benutzung zur Oper gemacht, daß ich noch zweifelhaft bin, ob diese nicht jenen zum größten Theile ihre Entstehung verdankt. Aber ich glaube, Sie irren sich, wenn Sie erwarten, daß solche antike Geschichtsfabeln uns wirklich bessere Opern geben wür-

den. Wir haben von den großen italienischen Meistern Jomelli, Majo, Traetta dergleichen in Menge; aber bei allen Vorzügen der Tonkunst und Allem, was den entlehnten Charakteren nicht zu nehmen war, sind sie doch in den Texten nur ein Beweis, daß das Antike schwer begriffen und ohne großen Erfolg vergegenwärtigt wird."

„Gerade die Musik," sagte Guido, „ist die einzige Kunst, die in ihrem Wesen ganz der neueren christlichen Zeit angehört, weil wir die alte Musik nicht mehr besitzen, oder doch, was davon Einzelnes hier und da geschrieben steht, nicht mehr verstehen. Diese moderne Kunst mit der antiken Poesie verbinden, kann wohl nur zu einem Ganzen führen, das seine unvereinbaren Elemente überall sichtbar werden lässet."

„Die Musik," sagte die Mutter, „ist im besonderen Sinne die Vorsprecherin für die Gefühle, und wenn diese wahr erscheinen sollen, so müssen sie von dem Zuhörer getheilt werden. Ich glaube aber, daß die Gefühle in ihrem besonderen Charakter von dem Glauben und der Sitte zu sehr abhangen, als daß ein Christ die Gefühle eines Heiden begreifen könnte, wenn diese geschildert würden, wie sie wirklich gewesen sein mögen."

„Vortrefflich, gnädige Frau!" antwortete Günther sehr froh über ihre Theilnahme an dem Gespräche; „Sie erklären es, warum die neueren Dichter die antiken Stoffe

so ungleich den Alten selbst behandelten. Und eben deshalb gab man sie auf und gewöhnte sich an erfundene Geschichtsfabeln. Dem Deutschen war die Mißhandlung des classischen Geistes unbequem wegen seines verständigen Wahrheitssinnes, und die Gefühlsarmuth in strenge durchgeführten antiken Fabeln widerwärtig, wegen seiner Vorliebe für die Wahrheit des Herzens."

„Aber solche Erfindungen, wie der Text der Zauberflöte enthält, sind doch gar zu erbärmlich," sagte Faber. „Warum benutzt man nicht die Werke des Calderon, Shakespear und unsers Schiller, wenn die alten Tragiker ausgeschlossen bleiben sollen?"

„Die Zeit kann noch kommen, lieber Faber!" war Günther's Antwort. Einstweilen wirkt Mozart's Genius noch zu stark auf die Neigung des Volkes und das Streben seiner Nachfolger; und es ist auch nicht leicht, aus den neueren Tragödien einen guten Operntext auszuziehen. Von des unsterblichen Schiller's Werken halte ich nur die Braut von Messina für geeignet, um durch bloße Auslassungen eine unvergleichliche Oper zu gestalten."

Dieser Gedanke wurde weiter durchgesprochen; dann sagte Adelheid: „Ich möchte die Zeit erleben, wo man des Einzigen Jungfrau von Orleans in Opernform besäße. Aber ein Dichter von erstem Range müßte den

Text umbilden und Gluck's wie Mozart's Geist über dem Componisten ruhen. Ich kenne im ganzen Umfang meiner Vorstellungen keine, die mich mehr entzückte, als dieses vollkommene Ideal."

Günther bemerkte, daß sie die letzteren Worte mit einer besonderen Beziehung für ihn sprach, und hätte gern geantwortet, wenn nur die Mutter nicht zugegen gewesen wäre.

„Ehe wir das hoffen dürfen," sagte diese, „müßte die Opernmusik sich wieder näher an die kirchliche anschließen. Ohne Mozart damit zu nahe treten zu wollen, dünkt mich doch, als ob er Gluck's kraftvolle Einfalt unsern neueren Meistern zu sehr aus den Augen gerückt hätte. Er entzückt durch seine melodische Popularität; aber für Texte von hoher Poesie ist er, fast möchte ich sagen, zu weltlich."

Diese Bemerkung zog die Mutter in ein lebhaftes Gespräch; denn Niemand wollte auf den Liebling der Deutschen etwas kommen lassen, und sie mußte sich vertheidigen. Günther nahm dabei allein ihre Partei, so weit er es nach seiner Ueberzeugung konnte, und stellte den eigentlichen Sinn ihrer Worte näher fest. „Uebrigens," beschloß er, „ist Mozart zu beklagen, daß er von dieser innigen Liebe, mit der man jetzt an ihm hängt, bei seinem Leben so wenig genoß. Das gewöhnliche Loos der Künstler, daß

sie unerkannt bleiben in ihrem treusten und reinsten Meinen, bis der Tod sie zugleich verhüllt und verklärt.'

Er bemühte sich, diese Worte in ihrer Beziehung auf Adelheid's Aeußerung, die ihm sehr wehe that, ihr bemerklich zu machen. Sie mußte ihn verstanden haben. Beim Weggehen begleitete sie ihn bis zur Treppe und reichte ihm hier schweigend die zarte Hand, auf die er einen heißen Kuß hauchte.

Auf dem Wege erinnerte er sich wieder, mit welchen lebhaften Hoffnungen er hergekommen war, und konnte sich nicht enthalten, mit einem tiefen Seufzer an seines Freundes Camilla zu denken, die ihr Vaterland und ihren Reichthum um des Geliebten willen so entschlossen verließ. Diese südliche Glut, dieses völlige Hingeben an die Liebe schien seiner Adelheid zu fehlen. Sie war lebendig, aber nicht für die Leidenschaft, begeistert, aber nicht für Menschen; von ihren Vollkommenheiten hatte er nur erst heute wieder erweiterte Vorstellungen bekommen, aber jede neue Entdeckung der Art rückte sie höher über ihn hinauf. Er wünschte, sie möchte weniger mit sich selbst zufrieden sein können, um das Bedürfniß liebenden Aneinanderschließens tiefer zu empfinden.

Der Tag war sehr warm und schön gewesen. Günther blieb bis gegen Mitternacht auf und erneuerte immer den Streit seiner unangenehmen und angenehmen Er-

innerungen und Gefühle, als seinem Fenster gegenüber sich der leuchtende Mond erhob. Er nahm sein gutes Fernrohr, um ihn dadurch zu betrachten. Ein innerer Zug richtete es dann nach dem Paradiese, und er erblickte auf einmal plötzlich in der leichten Dämmerung von Neuem das entzückende Schauspiel, welches ihn zuerst mit der Unfreiheit des Herzens bekannt gemacht und an ein bis dahin fremdes Wesen gefesselt hatte. Adelheid legte ihr Gewand ab, wodurch er sie leicht von ihrem Bruder unterscheiden konnte; dann stürzte sie sich in ihr Quellenbad, daß die Wellen in goldenem Feuer herumsprudelten. O wie sein Herz schlug und Alles in ihm nach ihr hinstrebte! Er sah zwar, so sehr er auch seinen Blick anstrengte, nur den glänzenden Schein ihrer himmlischen Gestalt; aber seine Einbildungskraft schwelgte an den sich verlierenden Formen wie an entzückender süßer Wirklichkeit. Sie blieb nicht lange, schwamm und gaukelte nur einige Mal herum, trat heraus und stand da, wie Venus in Marmor von Praxiteles in einem heiligen Haine, trocknete sich ab und verschwand.

Den folgenden Nachmittag ging unser Freund schon wieder nach dem Hochburg'schen Gute; ein unwidersteh=

licher Zug trieb ihn hin. Sein ganzes Wesen war in Aufruhr; er konnte nichts thun und denken, außer Adelheid.

Wie wünschte er, sie wieder allein zu treffen! Wie verlangte er darnach, vor ihr zu knien und mit den innigsten Worten, die das wehmüthige Herz finden könnte, um ihre Liebe zu flehen!

Zu seinem Mißvergnügen fand er die Mutter auf dem Musiksaale mit weiblicher Arbeit beschäftigt, und Adelheid stickte Blumen in eine Weste. Letztere hatte sich nicht enthalten können, gestern im Enthusiasmus und in aller Unschuld der Mutter zu sagen: „Kein anderer Mensch außer unserem Hause hat mir so viel Vergnügen gewährt!" Dieses war der Mutter tief zu Gemüth gegangen, und sie nahm sich vor, etwas aufzumerken.

Adelheid sah wohl, daß Günther sie gern allein gefunden hätte, und lächelte, mit dem Gesicht von der Mutter weggewendet, ihm muthwillig entgegen.

Er nahm sich zusammen. „Verzeihen Sie," sagte er, „daß ich jetzt öfter komme. Ich suche Ihrem himmlischen Gesange einige Reize abzulauern zur Ausbildung eines Werkes, das ich Ihnen bald zu Füßen legen werde."

„Mein angenehmstes Vergnügen," antwortete sie gefällig, „sind immer die Stunden Ihres vortrefflichen Unterrichts, und mein eifrigstes Studium wird Ihr neues Werk sein."

Er zog die Antigone von Traetta hervor und fing an darüber zu reden:

„Herr Faber brachte uns gestern auf die Frage, ob nicht die Tragödien der Alten einen guten Stoff zu Opern gäben, und so viel ich mich erinnere, pflichteten wir ihm Alle bei, nur daß wir die bedeutenden Hinderungen für den Componisten dabei anerkannten. Insbesondere bemerkten Sie, meine Damen, daß bei der Oper die kräftige Einfalt Gluck's von den Neueren mehr beachtet werden müßte. Beispiele werden uns am schnellsten darüber in's Klare bringen. Wir müssen nur ein Meisterwerk von einem der alten Tragiker nehmen, welches, zum Operntexte umgeformt, von einem Meister der Musik componirt worden ist. Ein solches Werk ist diese Antigone. Sie ist ursprünglich eines der schönsten und ohne Vergleich das zarteste Werk des einzigen Sophokles, der Text von Coltellini nicht ganz unglücklich und mit Benutzung des auf Effect eingeübten Euripides für die Oper umgestaltet und die Composition von dem größesten italienischen Operncomponisten, der das Werk 1772, acht Jahre nach dem ersten Anfange der Gluck'schen Reformation, vollendete und ganz offenbar mit dem Deutschen wetteiferte."

„Herrlich! Trefflich!" sagten beide Frauen. Man rief Guido mit dem Hofmeister herbei und ging zunächst den

Text des Italieners im Vergleich mit dem des Sophokles durch.

Eteokles und Polynikes waren als Brüder übereingekommen, die übererbte Herrschaft abwechselnd zu üben; aber der Erstere weigert sich nach Ablauf seiner Frist, dem Bruder zu weichen, und dieser versammelt sieben Helden, um sein Recht mit Gewalt geltend zu machen. Beide Brüder fallen im Zweikampfe. Ihr Oheim Kreon ergreift die Regierung und setzt Todesstrafe darauf, wenn Jemand wagen sollte, den Leichnam des Polynikes zu beerdigen. Antigone indeß, die treue leidtragende Schwester, wagt es dennoch und wird über dem Werke der Liebe entdeckt.

Sophokles ist ohne Vergleich lebendiger als der Italiener. Er läßt weislich die gerechte Sache des Polynikes unberührt, damit Kreon's Verbot nicht allzu tyrannisch erscheine, und stellt die Antigone immer in dem von ihrem Vater ererbten Charakter dar: erhaben über alles Unglück, unbeugsam bei einer edlen That, und doch dabei weiblich, durchaus voll Gefühl und Verstand. Vielleicht hätte das Meisterstück noch gewonnen, wenn Eteokles als ein liebenswürdiger Regent wäre geschildert worden, dem Bruder gegenüber, der um seiner eignen Sache willen das eigene Vaterland verwüstete. Jetzt muß man das Erstere nur errathen daraus, daß alle Thebaner ihm so beistehen.

Dagegen hat der Italiener das Lyrische mit vielem Glück hervorgehoben und den Text zu dem Zwecke eingerichtet. Antigone's Charakter ist auch bei ihm höchst interessant und wahrhaft tragisch=leidend, voll Gefühl und Adel. Nur das Begräbniß behandelt er ohne Wahrscheinlichkeit, und daß Kreon der Antigone in der Grube, wo sie verhungern sollte, darum verzeiht, weil sie sich mit seinem Sohne Hämon verlobt, ist ein Beweis von der wunderlichen Scheu unserer Operndichter vor dem rein Tragischen.

Dichter und Componist haben vorzüglich für die Antigone gearbeitet und sie den Reizen der Gabrieli zum Opfer gebracht, die damals St. Petersburg entzückte.

Das Werk ist Traetta's Meisterstück und zeigt die Gluck'sche Art von Musik im höchsten Adel der Natur und zur höchsten Schönheit gebildet, ohne daß der Italiener seinen Rang als Originalgenie, das selbst als Erfinder dasteht, irgend verläugnete. Die Melodie ist überall schön und neu, die Begleitung glänzend, die Harmonie gründlich, passend und abwechselnd, der Ausdruck ganz Natur und so rein, daß nicht zu denken ist, wie er besser sein könnte. Traetta hat ein erstaunlich zartes und tiefes Gefühl. Er trifft auf ein Haar den Ton von Traurigkeit, Schauder, Schrecken, kühnen Entschlüssen und besonders von

den Leiden edler Seelen. In seinem Herzen muß manche Leidenschaft in ihrer Fülle gekämpft haben."

Günther ging hierauf in's Einzelne und verweilte besonders im zweiten Acte bei dem unvergleichlichen Recitativ: Ombra cara amorosa. „Dieses," sagte er, „war der Triumph der Gabrieli; Poesie und Musik sind hier so ganz Laut der Natur, gefühlvolle und edle Declamation, daß sie zu allen Zeiten ergreifen und rühren müssen. Ich kenne nichts Vollkommneres im ganzen Reiche der Musik; es ist der schönste Ausdruck schwesterlicher Zärtlichkeit und tiefer Trauer."

Adelheid hatte sich bei dem Vortrage des Meisters nicht geregt, so ganz war sie Ohr und Empfindung. Sie sang dann die himmlische Scene einmal und zweimal mit so wahrem Gefühl und so rührenden Seelentönen, daß sie selbst den Sophokles und Athen entzückt haben würde und Günther fast außer sich kam. Zum Glück waren die Anderen ebenfalls von dem köstlichen Gesange hingerissen, daß sie der Beobachtung vergaßen, und die Mutter, von der lebhaften Erinnerung an ihre Verlorenen überwältigt, entfernte sich mit stillem Weinen.

Man fing das Gespräch über die Operntexte wieder an, aber Günther führte es ohne besondere Theilnahme. Er zögerte und zögerte und hoffte endlich mit Adelheid allein zu bleiben; aber es wurde tiefer Abend, und er

mußte sich entschließen fortzugehen. O wie so ungern verließ er sie! Wie setzte der süße Blick ihrer schönen Augen, das holdselige Lächeln ihres schönen Mundes Alles bei ihm in Wallung! Wie schmachtete er nach einem Kusse, nach nur einem traulich-heimlichen Worte! Aber auch nicht ein Augenblick war dafür zu erhaschen.

Er stand noch auf der Treppe und dann unten im Hofe still. Der Schlüssel steckte an der Gartenthür; Niemand ließ sich sehen. Nun konnte er sich selbst nicht widerstehen und schlich sich hinein.

Wie ein lüsternes Kind taumelte er nach der Wasservertiefung und lauschte, ob Jemand käme. Es wurde völlig dunkel zwischen den Lindenstämmen; die Sterne schwebten am Himmel funkelnd im ewigen Freudenfeuer ihrer Strahlen und blickten freundlich in sein Wesen; aber sein ganzer Sinn verlangte nach einem andern, schönern Sterne für sein Leben, und dieser zeigte sich nicht. Der Tag war wieder warm gewesen; vielleicht kam sie doch noch zum Bade: dann wollte er sie fußfällig anflehen um ihr Urtheil über sein Schicksal, und er hoffte, sie werde ihn nicht ganz verstoßen. Die Glocken schlugen Viertel und Stunden in sein hochlebendiges Gefühl. Mitternacht war schon vorüber, das Silberlicht vom Aufgange des Mondes zeigte sich im Osten; jetzt stieg er selbst groß und hehr am Walde empor und überglänzte alle Blumen und Wipfel des Gar-

tens; aber vergeblich spähte Günther nach der Gartenpforte; die Einzige erschien nicht. Heftiger im Innern bewegt, trat er im Schatten leise auf und ab und wagte sich wieder bis vor den Eingang. Nichts regte sich mehr im Hause; die Thür war noch unverschlossen. Kaum konnte er so viel Besinnung fassen, daß er dem Versuche widerstand, sich wie ein Dieb die Treppe hinauf bis in ihr Heiligthum zu stehlen; aber die Charitinnen der Venus Urania hielten ihn zurück.

Er ging wieder zu der Wasservertiefung. O, wie die Quellenfluth ihm so lieblich in die Seele blinkte! Er sprach mit ihr, mit dem Monde, den Sternen und dem Gesträuche; die Kühle der Nachmitternacht stimmte ihn zugleich schwärmerischer und allgemach ruhiger. Gegen Morgen kleidete er sich aus; er konnte dem Locken des entzückend frischen, reinen Elementes nicht widerstehen. An einer Stelle, wo er bis an die Brust Boden fand, stieg er hinein, weil er nicht schwimmen gelernt hatte, tauchte dann den Kopf hinein, rauschte mit den Armen umher und hätte sich vor schmachtender Lust ersäufen mögen in dem Versuche, wie Adelheid darin herumzuwallen. Die Kälte trieb ihn heraus. Er that einige Sätze in die Luft, kleidete sich wieder an und spähte nun die beste Stelle aus, wo er über die Mauer klettern könnte; denn zu bleiben hielt er für allzu gefährlich. Er fand eine Buche, von wel-

cher ein paar starke Aeste sich in den fürstlichen Park hinüberstreckten, und zum Glück auch eine nicht völlig glatte Stange, woran man sich festhalten konnte, um an der anderen Seite sich daran niederzulassen: schnitt dann in die zarte Rinde des Baumes den Namen Adelheid zum Andenken und kam glücklich hinüber. Der Hofgarten war leer, und er kam in das Schloß, nur von der Wache bemerkt, die ihn erkannte und ungestört auf seine Zimmer gehen ließ.

Von hier aus überblickte er noch einmal die reizende, vom Monde lieblich beleuchtete Gegend, kleidete sich dann aus und legte sich, als schon der Morgenschimmer lebendig in Osten auftrat, zu Bette, um von Adelheid zu träumen.

Günther hatte höchst erquicklich bis tief in den Morgen hinein geschlafen und war nur eben erst aufgestanden, als ihn der Fürst zu sich rufen ließ.

Nach einigen Unterhaltungen über das nächste Concert, die Zauberflöte und Mozart's Musik überhaupt, sagte der Fürst: „Ihr Ruhm verbreitet sich schon im Lande. Die Aebtissin im Gebirge wünscht von Ihnen, daß Sie ihr eine Musik aufführen sollen, und bittet mich darum und um die Leute, die Sie dazu brauchen. Es ist eine große Wall-

fahrt zu einem alten wunderthätigen Marienbilde in ihrem Kloster, und nächsten Donnerstag halten sie Fest und Procession damit. Die Spazierfahrt dahin wird Ihnen ganz angenehm sein.“

Günther antwortete, daß er es mit Freuden thun werde, und der Fürst wünschte die aufzuführenden Stücke in der Probe zu hören, da er verhindert war, die Reise zum Kloster selbst mitzumachen. Unser Freund setzte die letzte Probe auf den folgenden Morgen und empfahl sich, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Er bestellte einen großen Theil der Kapelle auf den Nachmittag und ging dann auf das Hochburg'sche Gut.

Adelheid spielte Federball mit ihrem Bruder im Speisesaal und Beide waren munter und heiter. Er erzählte gleich den Auftrag des Fürsten und fragte, ob sie wohl Lust hätten, eine Spazierfahrt insgesammt mit nach dem Kloster zu machen? Es wurde mit froher Begierde der Mutter vorgetragen, welche zwar anfangs einige Bedenklichkeit äußerte, doch endlich es erlaubte. Sie kannte die Aebtissin, hatte aber sie und das schön gelegene Kloster seit ihrer Rückkehr aus England nicht wieder gesehen und wollte selbst von der Partie sein.

Darauf ging es nach dem Musiksaale. Günther zog zuerst das Salve Regina, von Pergolesi, hervor. Sie kannten es Alle und Adelheid sang es vortrefflich.

Darauf das vom Londoner Bach. Auch dieses kannten sie, und es wurde gleichfalls trefflich gesungen. Dann sprach man über den Unterschied beider Musiken.

„Bach hat schöne Züge," sagte die Mutter, „und sein Werk ist mehr gerundet zur Aufführung; aber gefühlvolle Menschen, die sich nach einer besseren Welt sehnen, werden ohne Zweifel mehr in den Ausdrnck des Pergolesi einstimmen. Er ist kerniger und wahrer."

„Allerdings finde ich das auch," bemerkte Günther, „und sehe es als einen Beleg für die Behauptung an, die Sie bei Gelegenheit der Aufführung des Miserere von Allegri äußerten, daß die eigene herzliche Ueberzeugung den Kirchencomponisten begeistern müsse. Bach's ganze Kunst hat ihm zu nichts weiter als zu einer anständigen, frommen Hofmiene seines Werks verhelfen können, und man hört es an mancher Stelle durch, wie bei lacrimarum valle, daß er es gesund und im Wohlleben, ohne einen Funken Glauben, für eine Hofkapelle schrieb. Pergolesi dagegen war schon selbst seinem frühen Tode nahe, als er in schwärmerisch inniger Hingebung sein Werk vollendete und gläubig für ein gläubiges Volk bestimmte."

Nachdem über diesen und ähnlichen Bemerkungen die Zeit verstrichen war, bat Günther Adelheid und ihren Bruder, sie möchten mit ihm in den Concertsaal des Fürsten kommen. Dort wolle er sie noch ein drittes Salve

hören lassen, welches er aufzuführen gedenke; doch solle ihre Wahl entscheiden.

Adelheid wünschte es noch vor der Probe zu sehen; Günther sagte aber, er habe dieses bei ihrer großen Fertigkeit nicht für nöthig gehalten. Sie ging, um sich zum Ausgehen anzukleiden.

Die Kapelle war schon versammelt. Günther setzte sich an den Flügel und legte die Partitur auf. „Es ist,“ bemerkte er, „ein Werk des jungen Neapolitaners Francesco Majo, der erst mit dem zwanzigsten Jahre anfing, sich der Musik zu widmen und darauf in der kurzen Zeit bis zu seinem Tode den bewundertsten Meistern den Rang ablief.“

Von ihm allein begleitet, sang nun Adelheid: Salve Regina, mater misericordiae, vita, dulcedo et spes nostra, salve!

Alle riefen einstimmig: „Himmlisch! göttlich! Nichts kann schöner sein! Es ist das Höchste!“ Adelheid hatte mit der Begeisterung einer jungen schwärmerischen Priesterin gesungen, und Günther mußte allen seinen Verstand anstrengen, um nicht abermals vor ihr auf die Knie zu fallen. Die Wehmuth und Wonne der Liebe quoll tropfenweise in seine Augen. So zauberisch hatte er ihr inneres schönes Wesen noch nicht in den Lüften vernommen. Melodie und Harmonie war ganz wie aus ihrer Seele.

Es wurden auf jeden Fall noch andere Sachen einstudirt, einige bloß für blasende Instrumente zur Begleitung der Procession und eine der vortrefflichsten Symphonien von Haydn, die zum Beschlusse für das Volksfest sich wohl schicken konnte.

Alles freute sich auf das Fest gleich den Kindern und konnte den Tag kaum erwarten. Die Hauptprobe war ein allgemeiner Jubel, und Adelheid mußte den ersten Satz zweimal singen auf den Wunsch des Fürsten, den die Musik auf's Höchste entzückte, und der es wiederholt bedauerte, sie nicht in der vollen Kirche hören und ihre Wirkung auf das Volk beobachten zu können.

Am selben Abende war Concert; denn man wagte es nicht auszusetzen, um den Fortgang der jungen Anstalt nicht zu stören. Diejenigen unter den Anwesenden, welche der Musik am Morgen nicht beigewohnt hatten, waren von Mozart's Genius bezaubert; bei den Anderen aber veranlaßte die Vergleichung so höchst verschiedener Compositionen und das Nachklingen der ersteren im Gefühle, bei der Aufführung der letzteren, eine Erneuerung der früheren Gespräche über kirchliche und nationale Musik.

„Im Ganzen," meinte Günther, „behauptet die Kirchenmusik an Energie den Vorzug vor der volksthümlichen, sobald sie vom Glauben für Gläubige componirt wurde. Mozart's Zauberflöte kann gar wohl als Mu-

ster volksmäßiger Musik gelten; denn sie sollte es sein nach der Absicht des Unsterblichen, und daß sie es wirklich war, zeigte der ungemessene Beifall, den die Oper in ihrer Neuheit fand. Sie wurde in Wien über neunzig Mal nach einander gegeben, ohne daß das Publicum ermüdet worden wäre; und dennoch glaube ich, würde jeder Zuhöhrer kühl geblieben sein, wenn er einige Stunden vorher Majo's Salve oder Mozart's eigenes Requiem gehört hätte."

„Es scheint," äußerte Adelheid, „als ob das Zeitmaß, worin die einzelnen Töne sich halten, hier einen besondern Einfluß übte. Das Gefühl für den Rhythmus ist der Seele angeboren, und wie nicht aus jeder Tonart in die andere, so läßt sich auch wohl nicht aus jedem Rhythmus in den anderen übergehen. Gemeiniglich beachtet man hier nur die nahe Nachbarschaft; aber, wie wir heute erfahren haben, machen selbst mehrere Stunden Zwischenraum keinen Unterschied. Nur erst nachdem man geschlafen hat, ist das Nachbeben der von einer Musik angeregten Schwingungen in dem Gefühle ganz vorüber."

„Dann müßte aber," wandte Guido ein, „der Fall auch umgekehrt gelten und das Anhören der Zauberflöte den Eindruck eines nachfolgenden Salve schwächen."

„Das wird es auch," sagte Günther; „nur daß die größere Energie der Kirchencomposition den schwächeren Eindruck leichter überwältigt."

„Ich erinnere mich," sagte Faber, „in Gerber's trefflichem Lexikon gelesen zu haben, daß der Gesang der Priester in der Zauberflöte ganz unabgeändert der alte kirchliche Choral sei: „„Ach Gott, vom Himmel sieh' darein."" Wenn das wirklich ist, so scheint es doch zu beweisen, daß der Rhythmus der Kirchencomposition mit der Oper nicht ganz unvereinbar ist."

„Es beweist nur," sagte Günther, „daß die Texteswote für die Vermittelung des Gefühls nicht ohne Bedeutung sind. Uebrigens wollte der Meister gerade einen starken Contrast, und man nahm dazu die Kirchenmusik in Anspruch."

„Hat auch Mozart entlehnt?" fragte der Fürst verwundert.

„Freilich," gnädiger Herr, „versetzte Günther, „und nicht bloß hier. Die wunderliebliche Melodie zu den Worten: „„Bei Männern, welche Liebe fühlen,"" ist keineswegs von ihm, sondern uralt, für ein Volkslied *). Altersgraue Bürgers- und Landleute haben sie in ihrer Jugend singen hören, wo man an Mozart noch nicht dachte; und wer weiß, ob sich bei genauerer Nachforschung solcher Aneignungen nicht noch mehrere fänden."

---

*) Es freit' eines jungen Markgrafen Sohn
Um eine Königstochter.

Dieses veranlaßte, über das Recht des Componisten zu solchen Entlehnungen zu reden. Die Urtheile waren verschieden.

„Mich dünkt,“ sagte Adelheid, „was Mozart wagen konnte, muß erlaubt sein. Es handelt sich hier nicht um Plünderung anerkannter Meister, sondern um Benutzung vaterlos und verwaiset umherirrender und darum dem Untergange ausgesetzter Melodien. Diese Aufnahme an Kindesstatt zu einem edlen Zwecke, wie die Gestaltung einer Nationaloper ist, halte ich für völlig gerechtfertigt, sobald der Adoptivvater dadurch nur nicht etwa erst selbst zu Ehren kommen will, gleich dem Bettler, welcher ein Kind stiehlt.“

„Es ist wahr,“ sagte der Fürst, „man findet diese Aufnahme ganzer fremder Sätze bei Mozart nicht so auffallend, wie bei schwächern Componisten die Entlehnung einzelner, kürzerer Gänge von Mozart. Dort erräth man eine würdige Absicht, welche hier fehlt, und so möchte man sogar wünschen, daß Mozart's Vorgang von Allen denen benutzt würde, die seine Absicht zu begreifen wissen. Es giebt der alten Choräle und Volkslieder viele, die mit jedem Jahre mehr verschwinden und bald vielleicht ganz verklungen sind. Wie schön, wenn man sie benutzte, um der Oper die volle Nationalität zu geben, die ihr noch

mehrentheils fehlt, weil sie kein Componist ohne Beihilfe recht zu treffen weiß."

Da man am folgenden Morgen zeitig aufbrechen wollte, so entfernte sich die Hochburg'sche Familie und auch Günther, ohne an dem auf das Concert folgenden Balle Theil zu nehmen. Der Fürst ließ diesen früher wie sonst enden, um den Musikern zwischen zwei anstrengenden Tagen die nöthige Ruhe zu gönnen.

Das Kloster war nur ein paar kleine Stunden entfernt, aber der Hitze wegen, die am Tage sehr beschwerlich wurde, machte sich unser Freund mit seinen Leuten schon frühe zu Wagen auf den Weg. Die Frau von Hochburg mit ihren Kindern wollte etwas später ausfahren; Schweizer, der gewiß mit von der Gesellschaft gewesen wäre, war schon seit mehreren Tagen in ein entferntes Bad abgereiset.

Die Straße lief gegen das östliche Gebirge zu, zwischen Hainen, Saatfeldern und Bergwiesen immer sanft aufwärts. Es hatte stark gethaut, und die Luft wurde noch vom Morgenwinde kühl gehalten. Unzählige Finken und über den Feldern die Lerchen jubelten vor frischer Lebenslust. Die Reisenden priesen die Naturschönheit und wünschten sich häufigeren Anlaß, sie zu genießen.

Günther meinte, es sei mit der Natur, wie mit den geselligen Verhältnissen. Das eigentlich Schöne trete darin nur unter besonderen Bedingungen hervor und finde sich dort so wenig wie hier in einer zusammenhangenden Zeitfolge. Es sei ein gewisser Geist, der jene wie diese durchdringen und sich fühlbar machen müsse, um das Schöne in ihnen zu finden. Das Wesen dieses Geistes, die Regeln seines Waltens seien bloß in der edlen Kunst sichtbarer; diese sei darum ein wahres Geisterbannen, über die Natur eben so wie über die Lebensverhältnisse des Menschen erhaben, jener so nahe wie diesen, und man thue Unrecht, Natur und Kunst als Gegensätze zu betrachten, was immer nur zu falschen Ansichten verleite. Die Natur in solcher Erscheinung, wie die gegenwärtige, sei schön und werde darum von der Kunst anerkannt. Die Regel der Schönheit trete in den Farben- und Lichtverhältnissen zu Tage, und darum nehme der Künstler die Farben, um diese Verhältnisse noch bestimmter hervortreten zu lassen. In anderer Zeit des Jahres und Tages verberge sich der Geist des Schönen mehr, und dann enthalte sich der Künstler jedes Versuchs, ihn zu beschwören. Eben so sei es mit den Verhältnissen des äußeren und inneren Lebens. Die Aufgabe der Kunst bleibe immer dieselbe, nur das Mittel wechsele nach Art und Weise, in der sich der Geist des Schönen offenbare, denn es gelte immer nur, diese Of-

fenbarung in eine dichtere Sichtbarkeit zusammenzuziehen.

Man bat ihn, dieses in Anwendung auf die Musik zu verdeutlichen.

„Die Gefühle", sagte er, „sind nicht immer schön, das heißt, es offenbart sich in ihnen nicht immer ein gewisser Geist, der durch geistige Regel sich als solcher bewährt. Wenn es aber ist, so empfinden wir das sogleich und sehnen uns nur nach einer höheren Deutlichkeit. In die Gefühle z. B. der Andacht mischen sich noch immer fremdartige und darum störende Regungen, veranlaßt durch die Thätigkeit der Sinne und die Verknüpfung der Gedanken. Die Aufgabe der Kunst ist es also, den geahnten Geist sichtbarer zu machen, indem bloß das Gleichartige hervorgerufen wird. Eine Kirchenmusik zwingt die Gedanken von jeder Abschweifung durch den untergelegten Text zurück und schwächt die Wahrnehmungen anderer Sinne durch die Begünstigung des Gehörs. In dieser größeren Abschließung giebt sie den Gefühlen einen heiligen Raum, worin sich der bereits vorhandene, nur weniger sichtbare Geist deutlicher offenbaren kann, und ihre Hauptaufgabe ist nunmehr, diesen Geist der Andachtsgefühle ungezwängt in gleicher Art und Folge, nur bestimmter hervortreten zu lassen durch Hilfe des Textes und der Töne, als es das Herz für sich allein vermag. Darum ist die Kunst nach

meinem Dafürhalten so wenig ein Nachahmen, als ein freies Schaffen, sondern etwas Drittes, ein Hervorziehen des Geistes in die Offenbarung."

Unter solchen Gedanken, zu denen unser Freund sich in dem frischen hellen Morgen besonders aufgelegt fand, und die er im Gespräche verfolgte, um nur nicht durch andere Reden gestört zu werden, kamen sie zu dem Gebirge, das in kühnen Höhen wie ein riesiger Wellenschlag sich meilenweit fortstreckte. Eine Schlucht führte die Straße zwischen zwei waldigen Gipfeln an einem guten Wirthshause vorüber in ein Binnenthal, wo das Kloster, mit seinen schönen Thürmen in der Mitte gelegen, überraschend sichtbar wurde. Das ganze Rund des Thales, welches eine starke halbe Stunde im Durchschnitt haben konnte, war mit waldigem Gebirg umhegt und wie für klösterliche Betrachtungen von der Schöpfung her gebildet. Der mittlere Grund erschien fruchtbar. Ein Bach rann durch eine Seitenvertiefung hinter dem Kloster herunter und erfrischte mit Obstbäumen eingefaßte kleine Teiche. Auf den Wiesen weideten Heerden. Eine Menge Landvolks, das sich früh eingefunden, lustwandelte oder lagerte sich in einzelnen Gruppen hier und dort. Immer neue Züge kamen von allen Seiten her aus den Wäldern auf Bergpfaden nieder. Der Anblick war neu und reizend.

Günther wies seine Leute an, bei dem Wirthshause

zu bleiben, und ihm, sobald Hochburgs kämen, zu folgen. Er selbst ging voraus, um sich mit der Einrichtung der Kirche bekannt zu machen.

Die Aebtissin, der er sich vorstellte, empfing ihn mit würdigem Anstand und vieler Freundlichkeit. Sie war eine Dame vielleicht über vierzig, aus einer alten Familie des Landes, und hatte ihre angenehme Gestalt wohl erhalten. Ueber die Nachricht, daß die Hochburg'sche Familie eintreffen werde, bezeugte sie große Freude und bedauerte nur, daß so werthe Gäste ihr Kloster noch desselben Tages wieder verlassen wollten.

Günthern wurde ein Frühstück gebracht, wovon er aber nur ein paar Gläser Xeres, den er noch nie getrunken, mit einigen Bissen Brot zu sich nahm. Dann äußerte er sogleich den Wunsch, die Kirche und Orgel zu sehen, erhielt die Schlüssel und lehnte die Begleitung ab.

Die Kirche hing mit dem Klostergebäude unmittelbar durch mehrere Gänge zusammen; ein ziemlich großes gothisches Gebäude, mit bemalten Glasscheiben von prächtigen Farben in den Fenstern und gut erhaltenen Frescogemälden an der Decke. Die Strahlen der Morgensonne warfen nur durch ein gegen Osten gehendes Fenster über den Hauptaltar her gebrochene Lichter in das lange Schiff. Zu beiden Seiten hinter den mächtigen Säulenreihen ver-

breitete sich noch tiefe Dämmerung, matt von den Kerzen, die auf den Nebenaltären brannten, erhellt.

Günther schritt zwischen den Stühlen gegen den Chor zu, und es war ihm eigen, sich in dem weiten Raume, den bald eine solche Volksmenge füllen würde, ganz allein zu sehen. Es störte ihn das Knarren seiner eigenen Fußtritte, so mächtig sprach ihn die heilige Stille an.

Aber er hatte sich geirrt. Indem er dem einen Seitenaltare näher kam, sah er eine weibliche Gestalt auf den noch mit Dämmerung umgossenen Stufen liegen, wie ihm schien, in tief andächtigem Gebete. Er blieb augenblicklich stehen, um nicht zu stören; aber er war unvermögend, seine Augen von dem Anblicke anzuwenden.

Die Betende war ein noch junges, sehr schönes Mädchen, dem Aeußeren nach entweder Ordensschwester oder Novize, doch wahrscheinlicher das Letztere. Ihr Blick hatte sich zur Höhe erhoben; ihr Profil war von dem Lichte des Altars und dem Morgenschimmer mit einer Doppelbeleuchtung angeblickt und zeigte griechische Linien. Unter dem Tuche, das sie wie einen Schleier über das Oval des Hauptes gelegt hatte, drängten sich braune Locken hervor und versteckten sich zitternd wieder unter den Falten. Das Ganze der Gestalt war ätherisch, wie das Ideal der Andacht; nur einige leise Bewegungen änderten je zuweilen

den Anblick, ohne doch der Erscheinung die Aehnlichkeit mit einem Bilde Raphael's zu nehmen.

Unser Freund empfand nicht sowohl selbst Andacht, als eine bewundernde Freude an der Fremden. Die fromme Erhebung, welche aus den göttlichen Zügen und der leisen Regung der Lippen sprach, führte ihn in die Regionen schwärmerischen Traumes und erfüllte ihn mit süßem Schauer.

Da ihr Gebet ein wenig lange dauerte, so fiel ihm ein, sie könne sich vielleicht durch seine Nähe gehindert finden. Er riß sich los und ging langsam, oft nach ihr umblickend, nach der Treppe zur Orgel hin. Hier stand er harrend; denn er wollte das Instrument nicht eher versuchen, bis er gewiß wäre, nicht mehr zu stören.

Die schöne Betende erhob sich bald und kam mit sittsamen Schritten und niedergeschlagenen Blicken auf demselben Gange heran. Welch ein Schweben der schönen Gestalt! welch ein Ebenmaß in allen ihren Gliedern! Ein leichtes Roth schien auf ihrem Antlitz wie angeflogen, als hätte die Natur mit dem Pinsel, welchen sie zur rothen Rose gebrauchte, ihre Lilienhaut gemalt und alle darin noch enthaltene Röthe der letzteren mitgegeben.

Jetzt blickte sie auf. Ein paar braune, seelenvolle, große Augen blitzten ihm halb kindlich, halb königlich in die tiefste Seele. Allmälig wuchs das Roth auf den Wangen, wie am morgenlichen Frühlingshimmel.

Er erklärte schnell, wer er sei und in welcher Absicht er die Kirche und Orgel in Augenschein genommen. Sie versetzte, daß es ihr Amt sei, das heilige Instrument für die gewöhnliche Feier zu spielen, und daß es ihr Freude machen werde, ihm die besten Register zu zeigen. Sie schlug dabei die Augen nieder und schien etwas eilfertig und ängstlich. Der Ton ihrer Stimme klang noch von dem Gefühle eines Wesens, das aus höheren Regionen zurückkommt, voll Wohllaut und schüchterner Milde.

Sie führte ihn zu der Orgel und nannte ihm die am reinsten gestimmten Register. Es war ein neueres, gut im Stande gehaltenes Werk. Er setzte sich auf die Bank und versuchte verschiedene einzeln und dann zusammen. Sie bezeugte dem jungen trefflichen Meister mit einem zauberischen Lächeln ihre Bewunderung und wagte es wieder, ihn mit leuchtenden Angen anzublicken. Er wollte jetzt ein Gespräch einleiten, als er bemerkte, daß verschiedene andere Nonnen herzutraten, deren einige die Bälge getreten hatten und andere aus Neugier sich einfanden, wie Schwalben beim warmen Hauche der freien Frühlingsluft. Er phantasirte ihnen zu Gefallen die rührendst-verflochtenen Gänge, mit kurzen zärtlichen Melodien und Imitationen ausgeschmückt, und ging eben in vollere Harmonien über, als er bemerkte, daß die Nonnen sich schnell zurückzogen. Er brach ab und sah nun, daß sich die Kirche schon fast

mit Leuten angefüllt hatte, die durch eine Seitenthür hineingeschlüpft waren und horchten. Die blühende Jungfrau allein blieb bei ihm zurück und führte ihn wieder zu den Zimmern der Aebtissin.

Inzwischen war die Hochburg'sche Familie eingetroffen, und indem unser Freund eintrat, glänzte ihm Adelheid in einer Schönheit entgegen, wie er sie an ihr noch nicht bemerkt zu haben meinte. Sie hatte ein himmelblaues seidenes Gewand an, bloß ein Paar Rosenknöspchen in dem braunen lockigen Haare, und die werdende Hitze des Tages übergoß ihr himmlisches Antlitz mit einer sanften Glut, wie der schüchternen mädchenhaften Freude.

Günther konnte bei allem Reize ihres Anschauens eine gewisse Verlegenheit nicht loswerden, die ihm der Gedanke an seine holde Begleiterin einflößte. Er fühlte sein Antlitz brennen und wich dem hellen Strahle aus Adelheid's blauen Augen zum ersten Male aus. Sie wollte es nicht bemerken und begrüßte die junge Klosterjungfrau mit höchster Artigkeit. Die Aebtissin stellte diese als eine Zöglingin vor, die ihr zur Pflege übergeben sei und viele Neigung zum einsamen Klosterleben trage. Sie nannte sie Camilla. Der Name fiel unserem Günther stark auf's Herz.

Es würde schwer halten, bei dem holden Paare die völlige Verschiedenheit bemerklich zu machen, welche doch Alle an den Beiden, wie sie neben einander standen, wahrnahmen. Die Größe, der schlanke Wuchs, die Züge des Profils, die zarte Farbe waren ungefähr gleich; Beide hatten natürlich gelocktes Haar, nur Adelheid etwas weniger dunkles; Beide zogen durch die jungfräuliche Haltung, den süßen Ton der Stimme und den Geist, der aus ihrem Antlitze sprach, unbeschreiblich an: und doch erschien dieser Geist bei einer Jeden ein ganz anderer und gerade in der Vergleichung nur um so mehr unterschieden. Aus Adelheid's ganzem Wesen blickte durch die bescheidene Haltung, welche sie nie verläugnete, das an Selbstständigkeit gewöhnte Gemüth, und ihr Liebreiz, besonders der Feuerblick ihres blauen Auges, zeigte Besonnenheit und Stärke. Camilla dagegen schien kindlich im Gehorsam gegen etwas Höheres zu leben und in dieser Abhängigkeit allein stark und sich selber klar zu sein; aber gerade darum hatte ihr braunes Auge eine räthselhafte Innigkeit, die sich selbst ihres Zaubers nicht bewußt war. Dort glaubte man durch das Auge bis in den tiefen Grund eines schönen Gemüths zu blicken, hier in eine grundlose Tiefe zu sehen, die aber nur selige göttliche Räthsel verbergen konnte. Dieser verschiedene Ausdruck sprach, nur minder deutlich wie durch das Auge, durch alle Züge, Bewegungen und Worte der

beiden herrlichen Mädchen, und eben darin lag ihre sichtliche Ungleichheit bei allen äußeren Aehnlichkeiten.

Um seiner Verlegenheit Herr zu werden, wendete sich Günther an die Aebtissin, die mit dem Pater des Klosters, einem schon bejahrten Kapuziner, den Gottesdienst besprach, und äußerte den Wunsch, daß man damit möglichst früh beginnen möge. Beide fielen ihm darin bei und baten ihn, außer dem Salve noch andere Musik aufzuführen, da das Volk deren nicht genug hören könne. Er erklärte, daß er hinreichenden Vorrath mitgebracht habe. Die großen Pforten der Kirche wurden geöffnet, und man begab sich mitsammen in würdiger Langsamkeit dahin, Jedes an den für ihn passenden Platz.

Günther theilte zuerst die Stimmen einer Messe aus D dur herum, die er selbst gesetzt und mit Begleitung von Hoboen und Hörnern ursprünglich für ein Freudenfest bestimmt hatte. Es war ein schönes Werk und wurde mit allgemeiner Lust und Andacht angehört.

Als die Musik schwieg, wurde das wunderthätige Marienbild von den vier jüngsten Nonnen herbeigetragen und vor den Hauptaltar gestellt. Alles fiel auf die Knie.

Das Bild war uralt, wenigstens aus dem vierzehnten Jahrhundert. Im Kopf der Mutter Gottes lag wirklich etwas Erhabenes und dabei etwas stolz jungfräulich Mütterliches. Sie war vorgestellt auf einem Throne sitzend,

in griechischer Kleidung, das Untergewand roth, das Obergewand himmelblau. Das Kind saß, von ihrer Linken gehalten, auf ihrem Schoße und schaute frei aus seinem grünen Röckchen hervor.

Man dünkte sich wirklich im Himmel, nicht mehr auf Erden zu sein, als nun von Adelheid's reiner und gewaltiger Stimme durch die weiten geräumigen Gewölbe in lieblichster Begleitung schmeichelnd bittend die Worte drangen: Salve regina, mater misericordiae, vita, dulcedo et spes nostra! Salve! Wie der Falke den Weihen in den Lüften, überflügelte sie die obgleich vortreffliche Hoboe, und die heroischen Trompeten und alle Instrumente huldigten der entzückenden Schönheit.

Die Musik war längst zu Ende und noch lag alles Volk auf den Knien und schien zu lauschen, als ob der Gesang noch fortwähre.

Endlich erhob sich die Versammlung und der Zug begann. Mit dem Wunderbilde voran führten die Aebtissin und die Nonnen, ungefähr dreißig an der Zahl, in ihren schönen Gewändern und Schleiern vom Orden des heiligen Benedict, die Reihen an. Ihnen folgten die Kinder, nach einem Zwischenraume, den die Klarinetten, Hörner und Fagotten einnahmen. Dann kam Adelheid und ihre Mutter mit einer langen Reihe Mädchen und Weiber. Nun schmetterten abwechselnd die Trompeten und wirbelten

die Pauken gegen die Bergwände. Den Schluß machten die Jünglinge und Männer, alle in festlichem Schmuck.

Am ganzen Himmel lagerte nicht ein einziges Wölkchen, aber ein kühler Lufthauch milderte die Hitze. Die Procession ging um das Kloster herum und dann die reine sanftgrüne Wiese am Ufer des klaren Baches hinab bis zur Oeffnung des Thales, wo vor dem Wirthshause die Jäger des Forstes paradirten, im Namen der Ortschaften, die zum Kloster gehörten. Wie der Zug ihnen nahte, begrüßten sie denselben mit dem Donner ihrer Büchsen und eben so wieder, da er vorüber war, zu verschiedenen Malen, daß es weit und breit und mit wiederholten Schlägen in den Bergen zurückhallte. Es ging nun über die Brücke, und am andern Ufer des Baches die Anhöhe hinauf durch einen lichten kühlen Hain von hohen starken Buchen und Eichen, und zuletzt über fruchtbare Aecker nach der Kirche zurück.

Unter der feierlichen Musik murmelte das andächtige Volk: „Gegrüßest seist du, Maria!" und: „Heilige Mutter Gottes, bitte für uns!" Hehr und heilig und friedlich stand die Gegend und vom Himmel schien ein hellerer Glanz herabzuleuchten.

Mag des Aberglaubens viel bei solchen Feierlichkeiten sein, dachte Günther, so ist doch nicht zu läugnen, daß sie das fromme Gefühl der Abhängigkeit von der heiligen

und gnädigen Macht im Himmel ganz besonders dem Volke einprägen. Und wenn sich der Segen der Natur wirklich nach dem Sinne der Menschen in seinen Graden ändern kann, so möchte ich solche kräftige Anregungen des schöneren und besseren Sinnes nicht für bedenklich halten. Wollte man das aber auch bestreiten, so ist doch die Läuterung des Herzens selbst ein großer unzweifelhafter Gewinn und lehrt jeden Segen dankbarer empfinden und genießen.

Er selbst fühlte sich, ohne zu wissen aus welchen Gründen, ganz besonders zur Theilnahme an den allgemeinen Gefühlen aufgeregt und erkannte in dem kindlichen Glauben an die besondere Obhut eines himmlischen Vaters die unaussprechliche Schönheit, die er an sich selbst hat und in seinen Wirkungen auf das Gefühl fortpflanzt.

Die Versammlung nahm wieder ihre Plätze ein, und das Bild wurde an den vorigen Ort gestellt. Die Aebtissin gab das Zeichen des allgemeinen Kniebeugens und sagte, selbst vor jenem kniend, mit so starker Stimme, als sie vermochte: „Sei gegrüßet, große Fürsprecherin! Walte ferner über uns, wende alles Uebel ab, segne die Früchte und beschütze das Land!"

Günther hatte indeß seine Schar auf dem Chore wieder zurecht gestellt, und die Symphonie von Haydn,

mit einer Menge von Geigen und Bässen und allen blasenden Instrumenten vortrefflich ausgeführt, schloß heiter und würdig die Feier.

Das Volk zerstreute sich gegen Mittag, indem ein Theil sofort nach seinen Wohnorten zurückkehrte, ein anderer aber und wohl der größere sich in dem Schatten der Waldungen lagerte oder zu dem Wirthshause und einzelnen Försterwohnungen ging, um sich nach der himmlischen Feier auch leiblich zu erquicken. Der Eindruck, den die diesjährige Anordnung des Gottesdienstes bei Allen hervorgebracht hatte, war sichtlich tief. Die heiteren Gesichter verkündeten es, daß man die Erfüllung der inbrünstigen Gebete fest erwartete.

Auch die Klosterbewohner gaben der Erde ihre alten Rechte. Sie hatten sich für diesen Tag mit einem reichlichen Vorrathe von Speisen versehen, und einige geschickte Köchinnen waren aus der Nachbarschaft herbeigerufen worden. Es mangelte außerdem im Kloster nie an allerlei köstlich Eingemachtem, so wie an niedlichem Zuckerwerk, welches selbst zuzubereiten verschiedene Schwestern ausgelernt verstanden.

Unten im Kloster und in den Seitengebäuden waren mehrere Tische für die Kapelle und andere Gäste gedeckt

und reich besetzt. Günther speiste mit Hochburgs an der Tafel der Aebtissin, wo außer Camillen und dem Kapuziner auch die vornehmsten älteren Schwestern Platz nahmen.

Der Kapuziner war lange in Italien gewesen, fing bald das Gespräch mit Lob über Adelheid's Stimme an und sagte, daß er binnen zwölf Jahren nie eine schönere in der Heimath der Musik gehört habe, ja keine, die damit zu vergleichen wäre.

Wie erstaunte Günther, als er sie im besten Toscanischen mit der wohllautendsten römischen Aussprache antworten hörte: „Ehrwürdiger Vater, es schickt sich nicht für Sie, eine von Evens Töchtern mit Ihren Lobsprüchen eitel machen zu wollen."

Der Kapuziner streichelte seinen grauen Bart vor Freude und erwiederte im Italienischen ferner: „Sie sind ohne Zweifel, obgleich so jung, schon in Italien gewesen, da Sie dessen Sprache so gut reden."

„Noch nicht," antwortete sie; „aber ich habe gute Lehrer gehabt, Vater und Mutter und Virtuosen und Sängerinnen aus diesem Lande der Schönheit und der Künste. Jedoch nichts weiter in dieser Sprache! Die frommen Schwestern hier möchten sonst glauben, Sie, ehrwürdiger Vater, hätten Ihren Zweck erreicht."

Unser Freund hatte noch nicht gewußt, daß sie der

italienischen Sprache so mächtig sei, und war himmelweit davon entfernt, nur die geringste Ahnung zu haben, warum sie gerade jetzt mit diesem neuen Reize erschien. Aber wie auch die besten und wirklich keuschen Weiber eifersüchtig sind, so hatte Adelheid schon in der Kirche bemerkt, daß die liebliche Camilla den schönen Fremden verstohlen und ziemlich oft betrachtete und dieser in einer Glut zu leben schien, die von der Hitze des Tages und dem Eifer im Werke wohl nicht allein angefacht wurde. Er fand sich über Tisch ihnen Beiden gegenüber, und diese Lage war nicht geeignet, seine Verlegenheit zu verringern.

Er nahm sich zusammen und bezeugte Adelheid, gleichfalls im Toscanischen, sein Vergnügen über ihre Fertigkeit in der holden Sprache. Sie antwortete ihm sittsam, freundlich und gefällig und ging dann in ein deutsches Gespräch über. In ihrem Bezeigen drang eine leise Neigung, sich vorzugsweise mit ihm zu unterhalten, hervor, und das war unstreitig das wirksamste Mittel, um ihn mit verstärkter Gewalt in den Kreis ihres Zaubers zurückzuziehen.

Der Kapuziner rühmte den schönen Ausdruck und das Glänzende der ganzen Musik im Salve regina von Majo. Er kannte die größten neueren Kirchencomponisten in Italien, wie er sie nannte. „Ihre Musik," sagte er, „sei strenge und ehrwürdig und reiße, wenn sie von braven Sängern vorgetragen werde, gleich einem gewaltigen

Strome mit sich fort; aber mit solcher Schönheit hätten sie sein Herz nie in Bewegung gesetzt, wie der junge Neapolitaner."

Er beschrieb dann mit einer wirklich angenehmen Beredtsamkeit verschiedene große Feste, bei denen er in Italien zugegen gewesen war. So das Fest des heiligen Franciscus zu Assissi. Dabei vergaß er nicht die schöne Kirche zu rühmen mit dem schönen Altargemälde von Guido Reni und das fruchtbare paradiesische Thal umher. Einmal im Zuge kam er dann auf die reichen Klöster und prächtigen Kirchen in Italien überhaupt und pries das Wohlleben, das gute Essen und Trinken, die köstlichen Fische und wohlfeilen vortrefflichen Weine.

Camilla unterbrach ihn mitten in seiner Begeisterung mit der Frage: ob sie dort auch wohl einen so schönen Thurm hätten wie den Straßburger?

Alle lächelten, und der Pater sah sich genöthigt, nach einiger Ueberlegung Nein zu sagen. Selbst Günther hielt die Frage des holden Mädchens für Naivetät und sagte freundlich im Tone eines aushelfenden älteren Freundes: „Sie thun wohl, daß Sie sich unseres guten Vaterlandes annehmen und als ächte Deutsche den schwärmerischen Enthusiasmus für den Süden mäßigen."

Wie erstaunte er, als sie ihm mit lieblichem Accent auf italienisch antwortete: „Auch als geborene Florenti-

nerin bin ich den Deutschen die Gerechtigkeit schuldig, daß sie den wahren Geist der Religiosität vorzüglich gut und gleichförmig in allen Künsten begreifen."

Sie schlug bescheiden erröthend die Augen nieder, daß sie es gewagt hatte, dem Pater eine leise Zurechtweisung zu geben, welche durch die nachfolgende Erklärung noch verständlicher wurde. Dieser erröthete selbst und gestand mit sehr guter Manier, daß er die größere Tiefe, mit welcher der Deutsche die Religion fasse, keineswegs verkenne und nur gerade über das äußere Wesen des Kirchlichen habe reden wollen.

Camilla antwortete bloß mit einem kurzen freundlichen Blicke. Sie bemerkte, daß sie die Aufmerksamkeit der Anwesenden rege gemacht hatte, und wünschte sich derselben wieder überhoben. Ihre Aeußerung war ihr durch den Anstoß des augenblicklichen Gefühls entrissen. Die Aebtissin kam ihr zu Hilfe und lenkte das Gespräch von allen neugierigen Fragen geschwind ab. Sie war eine wahrhaft ehrwürdige Frau und zeigte in ihrem Benehmen, zumal gegen Jüngere, etwas anziehend Mütterliches.

„Italien," sagte sie, „raubt uns schon seit langen Zeiten der talentvollen Männer und Frauen so viele, ohne uns zu entschädigen, daß es mich immer freut, wenn ein Künstler wieder mit echt deutschem Sinne über die Alpen zurückkommt. Als Schule für die Kunst erkenne ich den

einzigen Werth des Landes an, besonders für den ernsten Deutschen, dem es die meiste Mühe macht, seiner oft großen Anlagen nur erst bewußter Herr zu werden. Es gehört dazu jedoch, daß er nicht aufhöre, Deutscher zu sein, und das ist sehr schwer, wie mich dünkt."

Sie lenkte hierauf die Rede mit einem sehr verbindlichen Uebergange auf Günther, von dessen Aufenthalt in Italien sie bereits gehört und dessen Messe ihr außerordentlich gefallen hatte. Er fühlte sich gespannt und hätte lieber still seinen Gedanken nachgehangen, als daß er sich selbst zum Gegenstande des Gespräches machte. Aber das Wohlwollen der würdigen Frau, die ihn aufforderte, von seinen Reisen zu erzählen, und ihre Absicht dabei, die er errieth, Camillen der aufgeregten Neugier zu entziehen, nöthigten ihn zur Mittheilung. Er suchte sich möglichst kurz zu fassen; aber eine Frage folgte der andern, und so erzählte er endlich, was er Adelheid schon früher mitgetheilt, daß er sein Geburtsland selbst nicht mit Entschiedenheit kenne und einzelnen ungewissen Spuren in seiner Erinnerung nach vielleicht in Italien und zwar in Neapel geboren sei.

„In Neapel?" fragten die Aebtissin, Frau von Hochburg und der Pater zugleich. Adelheid trat ihm unter

dem Tische her mit Fleiß auf die kleine Zehe, daß er beinahe laut aufgeschrien hätte.

„Vielleicht,“ sagte er, sich schnell besinnend; „aber meine Gründe sind freilich nicht sonderlich bedeutend. Sie beschränken sich auf ein wunderliches Gefühl, das mich überraschte, als ich nach meiner Ankunft zu Neapel zum erstenmale auf den freien Platz zwischen der Kathedrale und dem Palaste trat. Da war mir's, als ob ich diesen Platz schon aus der frühsten Jugend her kennte. Hinterher ist mir freilich eingefallen, daß ich ihn in so manchen Reisebeschreibungen schon abgebildet gefunden und ein ganz ähnliches Gefühl an manchen Orten von Rom ebenfalls gehabt hatte.“

„Wenn ich Sie um die Gefälligkeit bitten dürfte,“ sagte Adelheid, „mich in den Garten zu begleiten! Es wird hier schwül, und draußen scheint es sich schon abgekühlt zu haben. Auch möchte ich gern die schönen Plätze genauer besehen, die wir heute vom Zuge aus nur so obenhin bemerken konnten.“

Er gehorchte, zugleich froh und betreten. Sie waren kaum unten, als Adelheid Luft schöpfend und hoch erglühend zu ihm sagte: „Vielleicht erinnern Sie sich wieder, Herr Kapellmeister, daß ich Sie gebeten hatte, einer Schwäche meiner Mutter nie zu vergessen.“

„Vergebung!“ stammelte er und wollte sich vor ihr kniend niederwerfen. Sie blickte ihn noch immer unwillig an und sagte strenge: „Ich bitte Sie abermals, keine Kinderei zu treiben; wollen Sie mir wiederum nicht folgen? Verantwortung wegen Ihrer Unbesonnenheit wäre passender, wenn sie Ihnen möglich ist.“

Er bemühte sich, der Erzürnten glaublich zu machen, daß bloß die Verlegenheit bei dem Andringen der neugierigen Damen und der Wunsch, Camillen einer gleichen Verlegenheit zu entziehen, ihn zu der augenblicklichen Uebereilung fortgerissen habe.

„Sie ist liebenswürdig genug,“ versetzte Adelheid schwankend im Tone, „um ihr zu vergeben, daß sie einer kleinen Angst überhoben wurde, welche Ihre Güte mir in etwas stärkerer Dosis zuwendete. Haben Sie nicht,“ fuhr sie bitter und spottend fort, „irgend ein Abzeichen, um meiner Mutter völlig glaubhaft zu machen, daß sie in Ihnen den verschwundenen Karl wiederfindet? Denken Sie nach. Sie können dann als neuer Baron Ihre Laufbahn mit einer Entführung aus dem Kloster beginnen, und der Braut eines so trefflichen Bruders muß ich als Schwester schon den kurzen Verdruß verzeihen.“

Günther fiel vor ihr nieder und preßte ihre zarte

Hand an sein Herz: „Ach Adelheid," sagte er flehend und suchte ihr schönes Auge, das sich von ihm abwandte, „könnten Sie in meiner Brust lesen, mit welchen unauslöschlichen Flammenzügen Ihr Bild und dieses allein dem Herzen eingeprägt ist!"

Sie antwortete nicht. Da zuckte ihm der himmlische Gedanke durch die Seele, daß eben ihre unverkennbare Eifersucht das Geständniß ihrer Liebe enthalte. Er sprang auf und preßte sie in seine Arme: „Engel, Adelheid," stammelte er dringend, „sage mir, daß Du mich liebst, daß Du mein sein willst, daß ich mich nicht in ewiger Qual der Sehnsucht verzehren soll! Nur ein Wort, ein einziges kleines Wort, daß ich mein Glück nicht mißverstehe!"

Die Stelle war umbüscht und geheim. Sie wendete sich zu ihm mit einem unaussprechlichen Blick voll Schüchternheit und Liebe; ihr holdes Auge schwamm in Thränen, und er fühlte selig, daß ihr Arm den Druck des Umfangens blöde erwiederte.

Aber plötzlich suchte sie sich loszumachen. „Wozu," sagte sie, „ein Geständniß, für das man nur ein halbes Herz eintauscht? Die Männer sind oft schwach und falsch zugleich, und eines allein ist hinreichend, um den Glauben an ihre Liebe für immer zu zerstören."

Günther errieth sie und erzählte, daß Camillens

Name ihm die Vermuthung aufgedrungen habe, sie könne vielleicht seines Freundes Schweizer Tochter sein. Vor der Geliebten glaubte er auch die Geheimnisse der Freundschaft nicht verbergen zu müssen. Sie hörte die Mittheilung der Geschichte, so weit er sie wußte, mit Antheil, und eine willige Erwiederung seines Kusses gestand ihm, daß er sich gerechtfertigt und sie beruhigt habe.

„Aber Sie müssen,“ hub sie an und fuhr dann sich selbst verbessernd fort, „Sie werden gewiß alles Mögliche anwenden, um meine Mutter zu beruhigen. Haben Sie denn nie, seit Sie erwachsen waren, Ihre Eltern zu offenen Mittheilungen aufgefordert?“

Er gestand, daß es ihm nicht eingefallen sei, seiner Mutter darüber zu schreiben, da er sie seit Jahren nicht gesehen und sich selbst überzeugt habe, daß seine vermeintlichen Erinnerungen auf bloßer Phantasie beruhten. Indeß begriff er, daß die vollkommenste Gewißheit zu erhalten, jetzt in mehrfacher Beziehung nöthig sei, und versprach, Alles zu thun, um dieselbe zu gewinnen.

„Lassen Sie uns jetzt zurückkehren,“ sagte Adelheid. „Wir sind, dünkt mich, schon lange abwesend.“

Er preßte sie noch einmal in seine Arme, und wie sie das glänzende Auge senkte und ihr Haupt auf seine Schul-

ter neigte, drang das Klopfen ihres Herzens an dem seinen ihm mit namenlosem Entzücken durch die Seele. *)

Posga.

---

*) Vorstehende Novelle, welche nicht das Unwichtigste aus dem Vermächtnisse eines theuren Freundes ist, wird den geehrten Leser ohne Zweifel auf eine Fortsetzung oder zweite Novelle begierig machen, welche der Verfasser unter dem Titel: „der wiedergefundene Sohn“ zu bearbeiten und herauszugeben gedachte. Schade, daß es ihm nicht vergönnt war, seinen Vorsatz auszuführen! Ich habe indeß aus seinen nachgelassenen Papieren alle darauf bezüglichen sorgfältig gesammelt, und ich wünsche und hoffe eine geübte Hand zu finden, welche die letzte Feile daran lege und das Fehlende würdig ergänze, wodurch sie sich den dauernden Dank der gebildeten Lesewelt verdienen würde. Schriftsteller, welche sich dazu berufen fühlen, belieben sich baldigst an den Verleger dieses Taschenbuchs zu wenden. Hier bemerke ich nur noch zum Troste Vieler, daß Günther zwar der verlorene Sohn, aber nicht Adelheid's Bruder ist.

Der Herausgeber.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Posga, ...

Der verlorene Sohn Novelle aus d. Gebiet d. Kunst u. d. Lebens

Iserlohn 1833

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.591-m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721976-4